



Daheim

Ein deutsches Familienblatt.

38. Jahrgang * vom Oktober 1901 bis dahin 1902. * * * Ausgegeben am 1. februar 1902 * Nr. 18.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.

Zur Amerika-Reise des Prinzen Heinrich. Der Stapellauf einer neuen Segelyacht des Kaisers, der am 25. Februar auf einer Werft in New York stattfinden und wobei die Tochter des Präsidenten Roosevelt die Taufe des Schiffes vollziehen soll, hat den Anlaß geboten zu der bevorstehenden Entsendung des Prinzen Heinrich nach Amerika, die, wiewohl zunächst nur ein Höflichkeitsakt, doch immerhin auch als ein Ereignis von einer gewissen politischen Bedeutung gelten darf. Es ist bekannt, daß die deutsche Reichsregierung und ganz besonders unser Kaiser selbst Wert auf gute politische Beziehungen zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika legt. Da nun seit den letzten Jahren die Annäherung Englands an diese Staaten recht auffällig und demonstrativ geworden ist, so wird in der Weltpolitik immerhin dieser bemerkenswerte und ungewöhnliche Höf-



Prinz Heinrich, Vertreter des Kaisers bei den Festlichkeiten in den Vereinigt. Staaten. Orig.-Aufn. v. J. C. Scharwächter, Hofphot., Berlin.

lichkeitsakt zwischen den deutschen und nordamerikanischen Staatsoberhäuptern und ihren Regierungen nicht ohne jeden Eindruck bleiben. Prinz Heinrich wird sich nicht nur auf seine Anwesenheit bei dem Stapellauf in New York und den offiziellen Empfängen in Washington, dem Sitze der nordamerikanischen Bundesregierung, beschränken, sondern es ist der Besuch einer ganzen Zahl weiterer bedeutender Städte des Landes vorgesehen. Es wird sich somit dem Bruder und Vertreter des Deutschen Kaisers die Gelegenheit bieten, mit einer größeren Anzahl einflußreicher Persönlichkeiten der Union bekannt zu werden und aus eigener Anschauung ein Urteil über allerlei uns interessierende Verhältnisse jenseits des Ozeans zu gewinnen, was hoffentlich beiderseits gute Früchte zu zeitigen helfen wird. Im Gefolge

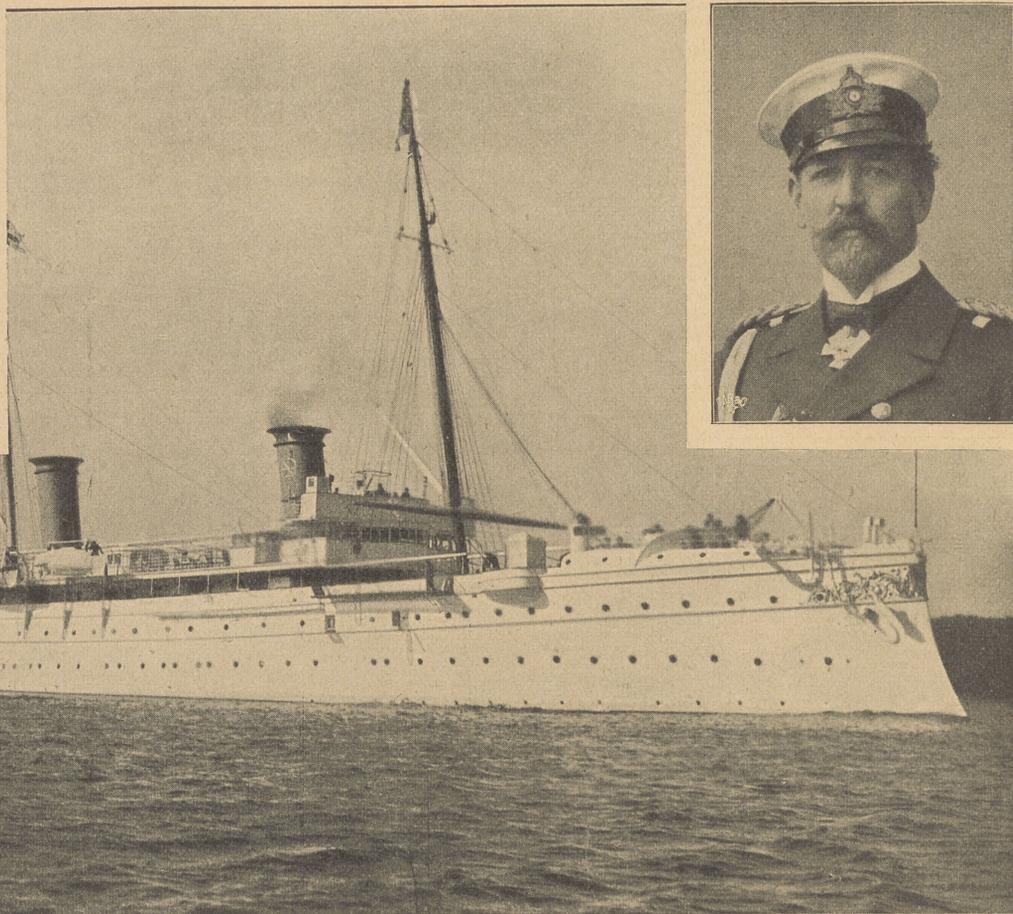
und in der Begleitung des Prinzen werden sich mehrere bemerkenswerte Persönlichkeiten befinden. Es sind bis jetzt darüber folgende Dispositionen bekannt geworden: Das Gefolge des Prinzen Heinrich werden bilden: Hofmarschall, Vizeadmiral à la suite der Marine Frhr. v. Seckendorff, persönlicher Adjutant Kapitänleutnant Schmidt von Schwind, persönlicher Adjutant Kapitänleutnant v. Egidy, Leibarzt, Marine-Stabsarzt Dr. Reich. Außerdem werden den Prinzen begleiten: Generaladjutant, Chef des Hauptquartiers des Kaisers, General der Infanterie v. Plessen, Vizeadmiral, Staatsminister und Staatssekretär des Reichs-Marine-Amts v. Tirpitz, Kapitän zur See und Abteilungsvorstand im Marine-Kabinett v. Müller, Korvetten-Kapitän und Flügeladjutant des Kaisers v. Grumme, Kapitänleutnant im Reichs-Marine-Amt von Trotha.



v. Plessen, Begleiter des Prinzen Heinrich. Orig.-Aufn. v. J. C. Scharwächter, Hofphot., Berlin.



v. Tirpitz, Begleiter des Prinzen Heinrich. Aufnahme von F. Urbahn, Kiel.



Musikdirigent Wöhlbier,
Leiter der Marinekapelle an
Bord der „Hohenzollern“.

Die Hohenzollern bei der Ausreise.

Kapitän z. S. Graf Baudissin,
Kommandant der „Hohen-
zollern“.



Gedekte Festtafel im Speisesaal der „Hohenzollern“.
Zur Amerika-Reise des Prinzen Heinrich von Preußen.



Herrl. Geh. Rat Dr. v. Holtzen, deutscher
Botschafter bei der Regierung der Ver-
einigten Staaten.

Die „Hohenzollern“ hat bereits am 18. Januar die Ausreise nach Amerika angetreten. Prinz Heinrich macht die Ueberfahrt mit dem Lloyd-Dampfer „Kronprinz Wilhelm“, der am 15. Februar Bremen verlässt und am Sonnabend, den 22. Februar in New-York eintreffen soll. Am Abend desselben Tages findet Galatheater statt, dem die Spitzen der Behörden beiwohnen werden. Für den Sonntag ist eine Fahrt den Hudsonstrom hinauf bis zum Kadettenhaus West-Point geplant. Am Montag Morgen trifft der Prinz in Washington ein, wechselt Besuche mit dem Präsidenten und diniert abends im Weißen Haus; später erfolgt die gemeinsame Rückfahrt nach New-York. Am Dienstag Morgen geht der Stapellauf der kaiserlichen Yacht vor sich, nachher wird ein Frühstück auf der „Hohenzollern“ eingenommen. Abends ist ein Brunkmahl der Stadt und Galaoper angesetzt. Mittwoch erfolgt die Besichtigung der Sehenswürdigkeiten von New-York, abends findet im Waldorf-Astoria-Hotel ein Festmahl mit den Redakteuren und Herausgebern der amerikanischen

Zeitungen statt. Am Donnerstag wird der Prinz in Washington der McKinley-Gedenkfeier beiwohnen und später die Marine-Akademie in Annapolis besuchen. Folgenden Tages reist der Prinz nach Boston und Chicago. Die Liste der noch weiter etwa zu besuchenden Städte ist bis jetzt noch nicht festgesetzt.

Professor Salentin zum 80. Geburtstag. Der Altmeister der Düsseldorfer Genremalerei, Professor Hubert Salentin, der auch den Lesern des „Daheim“, namentlich den älteren, durch manch prächtiges, von uns reproduziertes Bild wohl bekannt geworden sein dürfte, hat am 18. Januar in erstaunlicher Frische und Mütigkeit seinen 80. Geburtstag gefeiert, der ihm verdiente Ehrungen von nah und fern eingetragen hat. 1822 in Züllich geboren, widmete er sich als junger Mensch zunächst dem Schmiedehandwerk, das er 14 Jahre lang ausübte. Freunde und Förderer, die sein Talent erkannten, bewogen ihn, Hammer und Zange mit Pinsel und Palette zu vertauschen. Die kölnische „Nambourische Schule“, wo Zeichnen nach der Antike und Natur gelehrt wurde, war seine erste künstlerische Bildungsstätte. Mit 29 Jahren

kam er dann an die Düsseldorfer Kunstakademie, wo er Schüler von Professor Karl Sohn, später von Direktor Wilhelm v. Schadow wurde, die sein Talent erkannten und es nach seiner Eigenart zu fördern verstanden. Nach Verlassen der Akademie wurde er mit Knaut, Bantier und Hibdemann bald einer der hervorragendsten Schilderer bauerlichen Kleinlebens. Mit den Genannten wurde er, als er von einer Studienreise in den Schwarzwald mit reicher Motivausbeute und einer Fülle neuer Eindrücke nach Düsseldorf



Das Waldorf-Astoria-Hotel in New-York, in dem die amerikanische
Presse dem Prinzen ein Bankett geben wird.



Der Hafen von New-York mit dem Blick auf die Brooklyner Brücke.
Zur Amerikareise des Prinzen Heinrich von Preußen.

zurückkehrte, der Begründer der Düsseldorfer Genremalerei und er ist einer ihrer charakteristischsten Vertreter geblieben.

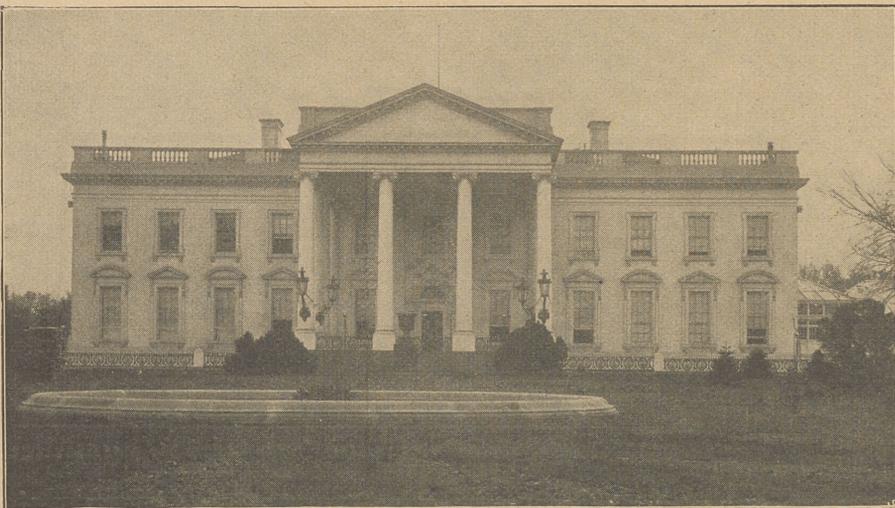
Geh. Rat Prof. Dr. v. Ziemssen †.
Der berühmte Münchener Kliniker Hugo v. Ziemssen ist nach kurzer Krankheit in der Nacht zum 21. Januar im Alter von 72 Jahren gestorben. Mit ihm ist nicht nur der hervorragende Mediziner der Münchener Universität, sondern überhaupt einer der ersten medizinischen Gelehrten und Ärzte der Welt, ein Wohltäter der Menschheit, hingegangen, der vielen Tausenden Linderung und Heilung gebracht hat. Am 13. Dezember 1829 in Greifswald



Die 5. Avenue, vornehmste Straße New-Yorks.

das, musterhaft organisiert und geleitet, den Zwecken der Krankenbehandlung ebenso erfolgreich wie dem medizinischen Unterricht und der Förderung wissenschaftlicher Studien dient. Ziemssens eigene Untersuchungen und wissenschaftliche Publikationen erstreckten sich auf viele Gebiete der inneren Medizin, besonders auf die Kaltwasserbehandlung bei Lungenerkrankungen, Typhusfällen u. a.

Crust Wichert †. Der bekannte Schriftsteller und, in seinem früheren bürgerlichen Berufe, Geh. Justizrat und Kammer-



Das „Weißes Haus“, Palais d. Präsib. in Washington.

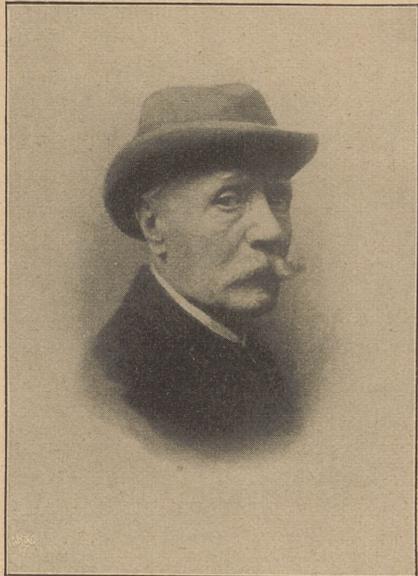
geboren, studierte er dort, in Berlin und Würzburg und habilitierte sich im Jahre 1856 an der Universität seiner Heimatstadt. Im Jahre 1863 folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor der Pathologie und Therapie und Direktor der medizinischen Klinik nach Erlangen, von wo er 1874 in gleicher Eigenschaft nach München berufen wurde und dort zugleich die Leitung des städtischen Krankenhauses übernahm. Hier hat Ziemssen in 27jähriger rastloser Thätigkeit gewirkt als beliebter Lehrer und Führer vieler Arztgenerationen, als hervorragender Praktiker wie als wissenschaftlicher Forscher. Bald wurde ihm der Rahmen seiner Klinik zu eng, und er schuf in München ein wissenschaftliches Institut für klinische Medizin,



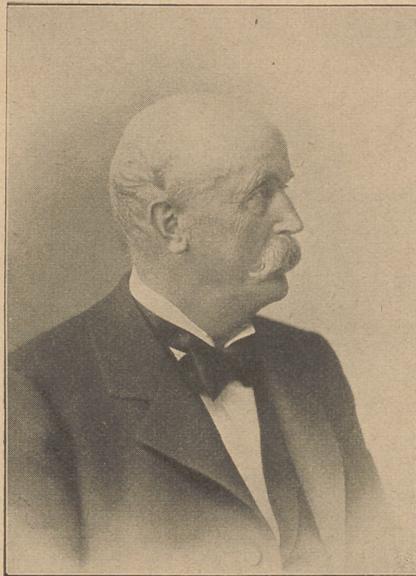
Das Capitol in Washington.
Zur Amerikareise des Prinzen Heinrich von Preußen.

gerichtsrat a. D., Ernst Wichert, ist von einem plötzlichen schmerzlosen Tode am 20. Januar hinweggeführt worden, nachdem es ihm vor nicht ganz einem Jahre erst beschieden war, seinen 70. Geburtstag in vollster Gesundheit und Schaffenskraft unter verdienten zahlreichen Ehrenbezeugungen zu verleben. Wir haben zu jener Gelegenheit (in Nr. 24 des XXXVII. Jahrganges des *Daheim*) ein größeres Bild nebst biographischen Notizen über den nun Heimgegangenen gebracht. In Ernst Wichert

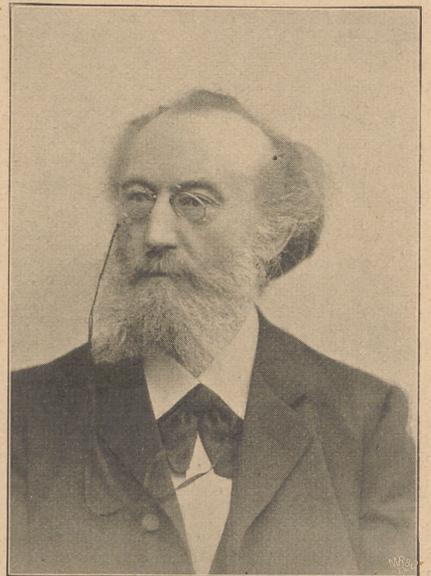
richter kam er nach dem Marktflecken Pröfkuls, nicht weit von Memel, und hier lernte er Land und Leute von Littauen kennen, die er 20 Jahre später in seinen „Littauischen Geschichten“, seinem Meisterwerk, so naturgetreu und doch poetisch gemalt hat. Kurz zuvor hatte er sich mit seiner jetzt noch lebenden Gattin vermählt, mit der ihn eine ungetrübt glückliche Ehe bis an den Tod vereinte. Zur vollen litterarischen Entwicklung kam Wichert in Königsberg, wohin er 1863 beretzt wurde. Hier entstand eine



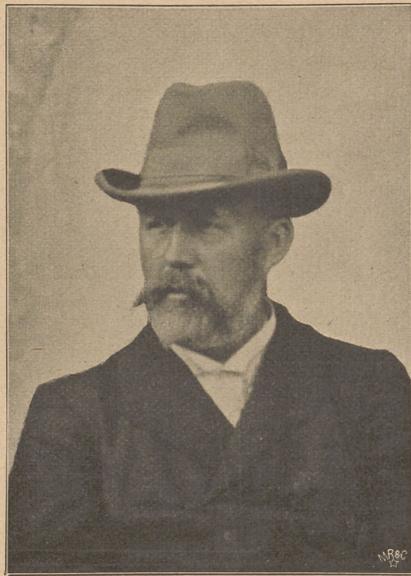
Genremaler Prof. Salentin in Düsseldorf zum 80. Geburtstag.



Der Münchener Kliniker Geh. Rat Prof. Dr. Hugo von Ziemssen †. Aufnahme vom Hofphot. Wd. Baumann, München.



Schriftsteller Geh. Justizrat Ernst Wichert in Berlin †.



Archäolog Prof. Dr. Fläsch in Erlangen †.

muß man nicht nur den verdienten, seine Kunst ernst und hoch auffassenden Dichter betrauern, sondern auch den kernigen, charaktervollen Menschen, der mit den Gaben eines klaren, durchbringenden Verstandes die Schätze eines tiefen, allzeit ehrlichen und warmen Empfindens in sich vereinte. Wichert konnte sich in den an Anerkennung und äußeren Erfolgen segneten Tagen seines Alters mit stiller Genugthuung sagen, daß er Alles, was er als Mensch und Dichter erreicht hatte, seiner Tüchtigkeit und Begabung, seinem fleißigen, unermüdeten Ringen zu verdanken hatte, und er durfte mit vielleicht noch größerem Recht sich dessen freuen, daß ihm das Erreichte gegliückt war, ohne inneren Zwiespalt, ohne Konzeptionen an eine neue Zeit und Kunst. Er ist auch in seinem dichterischen Schaffen allzeit treu derselbe geblieben. Ernst Wichert war am 11. März 1831 in Insterburg geboren. Der Vater, ein höherer Justizbeamter, wurde bald nach Königsberg versetzt, er war wohlhabend und erwarb noch dazu ansehnliche Grundstücke. Da verlor er durch ungünstige Verhältnisse sein ganzes Vermögen. Der im Wohlstand aufgewachsene Sohn sah sich so plötzlich völlig mittellos, ganz auf seine eigene Kraft angewiesen. Er studierte in Königsberg die Rechte. Als Kreis-

Fülle von Dramen und Romanen, von denen am bekanntesten wohl die Lustspiele „Der Narr des Glücks“, „Ein Schritt vom Wege“ und der Gynaster „Post festum“ sind. Von seinen Romanen gehören zu den besten die historischen Schilderungen „Heinrich von Blauen“ und „Der Große Kurfürst in Preußen“.

* * * Prof. Dr. Fläsch †. Die Erlanger Hochschule hat in dem verstorbenen ordentl. Professor der klassischen Archäologie Dr. Adam Fläsch wiederum einen schweren Verlust erlitten, galt doch der um seiner reichen Kenntnisse, wertvollen Forschungen willen



Der deutsche Kronprinz im Dogkart vor dem Bahnhof in Bonn. Aufnahme v. Hofphotogr. J. B. Feilner, Bonn.



Das Theater (vor dem Brand) mit dem nach rechts sich anschließenden königlichen Schloß.

Nach einer Aufnahme aus dem Verlag von Stengel & Co., Dresden.

hochgeschätzte Gelehrte als eine Zierde der Erlanger Hochschule, dessen Verdienste man durch die Ernennung zum ordentlichen Mitgliede des kaiserlich-deutschen archäologischen Instituts in Rom, zum korrespondierendem Mitgliede der kgl. Akademie der Wissenschaften in München wohl zu ehren wußte. Aber auch als Mensch war Professor Flajsch, der unverheiratet in einem Alter von nur nahezu 58 Jahren verstarb, eine hervorragende Persönlichkeit, selbstlos, schlicht und von lauterstem Charakter. Der Lebensgang des Dahingeshiedenen legt schon bereitetes Zeugnis für seine Begabung und Strebamkeit ab. Als Sohn eines Lehrers zu Helmstadt im bayerischen Regierungsfreie Unterfranken am 21. Februar 1844 geboren, widmete er sich an den Universitäten von Würzburg und München kunsthistorischen und philosophischen Studien und promovierte — 23 Jahre alt — in letzterer Stadt mit „Angebliche Argonauten-Bilder“ summa cum laude. Seine weiteren größeren Publikationen „Polychromie der griechischen Vasenbilder“, „Zum Parthenonfries“, „Olympia in Baumeisters Denkmälern des klassischen

Altertums“, waren hauptsächlich die Ausbeute seiner zahlreichen Studienreisen. Dr. Adam Flajsch war von 1874 bis 1882 als Professor am königl. Gymnasium zu Würzburg thätig, folgte sodann dem an ihn ergangenen Rufe als außerordentlicher Professor der Archäologie und verwandter Fächer nach Erlangen, wo selbst er 1890



Inneres des Theaters nach dem Brande.

zum ordentlichen Professor ernannt wurde. Der allzeit pflichtgetreue akademische Lehrer, der vormittags noch ein Kolleg las, wurde nachmittags von einem Schlagfluß betroffen und verchied bereits anderen Tags, leider allzufrüh für seine Wissenschaft, seine zahlreichen Schüler und Freunde.
* * *

Vom Kronprinzen in Bonn. Der Kronprinz hat sich von der andauernden Erkältung, die ihn vor Weihnachten längere Zeit an das Zimmer fesselte, jetzt erfreulicherweise wieder ganz erholt und kann sich in gewohnter Weise seinen Arbeiten und Zerstreuungen hingeben. Unser Bild zeigt Kronprinz Wilhelm vor dem Bahnhof in Bonn in seinem Dogcart, dessen feurigen Traber, einen prächtigen, ausdauernden Klappen, er selbst lenkt.
* * *

Zum Brand des Hoftheaters in Stuttgart. In der Nacht zum 20. Januar ist das Stuttgarter Hoftheater durch einen gewaltigen Brand völlig zerstört worden. Glücklicherweise kam das Feuer erst um Mitternacht aus und nicht schon während der Vorstellung am Abend, sonst wäre wohl ein entsetzliches Unglück zu beklagen gewesen. Längere Zeit war auch das Residenzschloß, das mit dem Hoftheater durch einen Bogen-gang verbunden war, in hohem Grade gefährdet, doch gelang es, das Schloß und die Eberhardskirche zu schützen.



Die Feuerwehr bei der Löscharbeit während des Brandes.

Vom Brand des Hoftheaters in Stuttgart. Nach Aufnahmen von G. Hildebrand, Stuttgart.

Frauen-Daheim.

Der heitersten und hellsten Frau
Wird durch zu dichtes Wolkengrau

Das goldne Lächeln manchmal schwer,
Und wenn's Frau Sonne selber wär'!



Teller mit Alt-Meißner Blumenmalerei.

und Brennen nötig. Von der Benutzung von Schablonen möchte ich sehr abraten, dies ist nur für reine Ornamente; wer in der von mir empfohlenen Art Gutes leisten will, muß seines Pinsels Herr und sicher sein.

Man nimmt vor allem ein gut gemaltes Modell, zum Anfang einen Teller, der in der Behandlung leichter ist als Tassen, Vasen oder



Teller mit Alt-Meißner Blumenmalerei.

Alt-Meißner Blumenmalerei auf Porzellan.

(Mit 4 Abbildungen.)

Den Porzellanmalerinnen möchte ich die Imitation der Alt-Meißner Blumenmalerei als etwas besonders reizvolles empfehlen. Überhaupt möchte ich mehr dilettierende Damen für das Malen von Porzellan gewinnen. Diese nützliche und praktische Art, den Pinsel zu führen, ist meiner Meinung nach noch lange nicht genug verbreitet. Über die Schwierigkeit der Technik besteht manches unbegründete Vorurteil. Der heutigen Chemie ist es gelungen, die Farben so herzustellen, daß sie fast alle vor dem Brennen schon in dem rechten Tone da sind, man also bei der Arbeit sicher in ihrer Anwendung ist. Nur Rosa sieht etwas mehr nach Purpur oder Violett aus. Billig ist diese Art der Beschäftigung an und für sich nicht. Aber wie viel Schönes läßt sich derartig herstellen: Tisch- und Kaffeedienste, Nippfächer, Einlagen in Möbel etc.!

Wollen wir natürliche Blumen malen, so ist hierzu fast immer zweimaliges Brennen nötig. Wenden wir uns also der Nachahmung der Alt-Meißner Schule zu. Die hohe Glut, der die fertige Malerei durch das Einbrennen ausgesetzt ist, veranlaßt ein Verzehren eines Teils der Farbe. Da die Schatten auf der Grundfarbe liegen, werden diese am meisten wegbrennen, und man hat oft nach dem ersten Brande die Enttäuschung, daß ein gut Teil derselben verschwunden ist und man nochmals nacharbeiten und wieder brennen muß. Ich habe nun, um diesen Uebelstand zu vermeiden, folgendes Verfahren angewandt und seit mehr als 20 Jahren bestens bewährt gefunden. Zu ihm ist nur einmaliges Malen

dergleichen. Ich zeichne mir nun nicht mit der Bleifeder, sondern mit dem Pinsel recht scharf und bestimmt unter Berücksichtigung des Schattens die ganzen Konturen des Bouquets oder des Zweiges auf. Hierzu benützt man als Farbe eine Mischung von Goldviolett mit Grau oder Purpur mit Grau für Blumen, auch ab und zu mit etwas Braun untermischt, je nach Bedarf. Nun beginnt man zuerst mit den Schatten, führt diese in den oben genannten Mischungen mit sehr feinen Strichen aus, breite weiche Schatten vermeidend. Für blaue Blumen mehr Grau unter die Schattenfarben; Gelb muß sehr stark und kräftig schattiert werden, da diese Farbe am meisten „zehrt“. Zum Schatten für Gelb nimmt man stets etwas Goldpurpur oder Violett unter Braun, Grau, auch ab und zu etwas Olivgrün, um verschiedene Töne darin zu erreichen. Die kleinen gelben Kokoroosen haben meist kein reines, sondern ein trübes Gelb, dies sucht man durch Mischung zu erreichen. Rosa und Lichtrot dürfen nicht mit anderen Farben vermischt werden. Letztere Farbe ist sehr empfindlich, muß sehr rein aufgetragen werden. Zu dunklerem Rot mischt man mit Purpur, was dann schöne Abwechslung gibt. Die Blätter der Kokoroblumen sind alle kräftig mit ausdrucksvollen Adern mit der genannten Mischung zu schattieren. Hat man nun so das ganze Bouquet gezeichnet und schattiert, trocknet man die Malerei gut im Ofen. Ist sie völlig erkaltet, bringt man die Grundfarbe von Blumen und Blättern nun, mit breitem weichen Pinsel ziemlich kräftig auftragend, auf die Arbeit.

So liegt nun der Schatten geschützt von der Deckfarbe und bleibt gut, sicher stehen und brennt

nicht weg. Man wird erstaunt sein, wie schnell diese Art fördert. Man malt mit Farbe, nicht mit buntem Terpentin. Ist die Arbeit soweit ge-

diehen, trocken und wieder kalt, so übergeht man alles mit breitem weichen Pinsel, der ganz wenig mit Spritöl (verdickter Terpentin) befeuchtet ist; hierdurch bekommt die Arbeit Glanz, und man sieht ganz genau, wo etwa die Farbe noch zu dünn aufgetragen ist, hilft da nach und arbeitet alle „Drucker“, Adern und Schatten, wo nötig, noch einmal nach. Nun übergibt man das fertige Stück einem tüchtigen Brenner und wird, wenn man dieser Angabe gewissenhaft nachkommt, sich an gelungener Arbeit erfreuen dürfen.

Die Kunsthandlung von Müller & Jennig in Dresden liefert vorzügliche Farben in Pulvern. Wer nicht sehr sicher mit dem Pinsel ist, läßt besser beim Brenner vergolden. Im anderen Fall erspart man freilich viel.

Den richtigen Ton der alten Malerei zu treffen, ist eine Hauptsache. Hierzu gehört nebst gutem Modell das eigene Verständnis. In ein Kokorobouquet himmelblaue Dachergifneinmicht zu malen, würde alles verderben, man mischt dafür Karminblau mit etwas Purpur und Grau. Auch Rosen in dem schönen reichen Rosa der „Lafrance“ wäre ganz unrichtig. Alle „alten“ Rosen haben eine Schattierung ins Violett. Besondere Rücksicht verlangen die viel vorkommenden Drehungen und Umschläge der Blätter, die stets für Ober- und Unterseite in zwei verschiedenen Tönen zu halten sind. Ein hübsches Altgrün erzielt man durch Mischung von dunklem Albersgelb mit etwas Lichtrot und Chromgrün. Auch Blaugrün mit Purpur und Goldviolett sind vielvertretene Farben. Mit Mischen von Farbe muß man Versuche machen und damit nicht ängstlich sein. Auch das leichte dünne Lasieren von Luftblau da und dort auf Blättern ist von guter Wirkung. —



Doje mit Porzellanmalerei und Vergoldung.



Doje, von oben gesehen.

Malmittel sind gereinigter Terpentin und etwas Dicköl. Melkenöl ist nicht nötig. Zum Reinigen von Pinsel und Palette nimmt man Spiritus.

Die unbedingt schönsten alten Formen von Porzellan bekommt man in der Kgl. Manufaktur in Berlin. Allerdings zu sehr hohen Preisen, also nur für fortgeschrittene Malerinnen; in allen einschlägigen Geschäften sind aber auch billigere Gegenstände in sehr schönen Formen zu haben. Die Fabrik von Ernst Leichert in Meissen z. B. leistet darin auch sehr Gutes zu mäßigem Preise. Unsere zwei Tellermodelle sind aus der Königl. Fabrik in Berlin, Form Königsplatt, die Dose desgleichen.

Für erste Versuche ist es recht empfehlenswert, nicht in bunt, sondern alles in Gold-violett oder Hellpurpur zu malen, wie man es oft an alten Modellen findet. v. d. G.

Frauenbüchertisch.

Frau Mähre. Märchen und Schwänke für Jung und Alt. Seinen Kindern erzählt von Rudolph Vogel. Zweite vermehrte Auflage mit Bildern von Johs. Gehrtz. Freiburg i. B. und Leipzig. Verlag von Paul Waezel. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war das Märchen eine Zeitlang verpönt; man wollte das liebe, zarte, duftige Ding, als ungesund, aus der Jugendliteratur verbannen und den Kinderseelen nur die derbere Kost der Schilderungen aus dem wirklichen Leben bieten. Doch das Märchen ist viel zu lebenskräftig, besonders das deutsche, es hat seine blühenden Ranken viel zu fest um die Prosa des Alltagslebens geschlungen, um sich unterdrücken zu lassen, es blüht weiter, und heute sind Märchenbücher wieder beliebter als je, und finden eine eifrige und begeisterte Leserschaft. Auch die bereits in zweiter Auflage vorliegenden Märchen von Rudolph Vogel sind eine dankenswerte Bereicherung des deutschen Märchenchatés. Sie sind frisch, farbenbunt, mit blühender Phantasie geschrieben, wenn schon sie und da von Anklängen aus alten Mythen und Sagen durchklingen. Die meisten sind echte, rechte Kindermärchen, reich an naiven Wundern aller Art, die kleinen Herzen zu sanfter Wehmut rührend, oder sie durch herzhaften drolligen Scherz und neckischen Humor belustigend. Die kluge, hilfreiche Zwergenschar, Wichtel- und Heinzelmann, bekanntlich besondere Kinderfreunde, treiben in vielen ihr schelmisches Wesen. Die tiefen, sinnigen Allegorien in einzelnen ersten Märchen sind wohl mehr den Großen als den Kleinen verständlich. So (in „Das verjüngte Schloß“) die Ankunft der beiden Liebenden nach Kampf und Erdenleid in der schönen Gottesane, im Lande der Seligen, wo sie das Herrlichste schauen, was keiner beschreiben kann, der es nicht gesehen; oder den altnordischen Frühlingmythus in dem Märchen Ma Thor. Das Buch ist sehr elegant ausgestattet, und die Bilder von Johs. Gehrtz erhöhen seinen Wert und verleihen dem schönen Werk einen edlen, künstlerischen Schmuck. Nicht nur die Kinder, auch Erwachsene, die empfänglich sind für den Reiz der Märchenpoesie, werden sich am Dufte dieses Märchenstraußes erfreuen.

Vorlagenwerke.

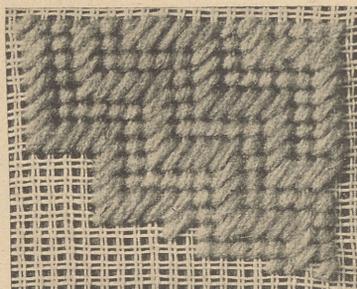
Der Verlag von Mey & Widmeyer in München gibt eine sehr hübsche Sammlung von Rahmen für Holz- und Tiefbrand heraus, die warm empfohlen werden kann. Die Muster — meistens Blumen, naturalistisch und stilisiert — sind außerordentlich wirkungsvoll und doch nicht besonders schwer nachzuarbeiten. Besonders gefielen uns die Rahmen: Kapuzinerkresse, Winde, roter Mohr, Clematis und Geranien.

Zu demselben Verlage erschienen: Musterblätter für Brandmalerei und Tiefbrand, entworfen von F. Sechleitner, markig und wirkungsvoll, wie wir es bei diesem Künstler gewohnt sind. Den Vorlagen geht eine genaue Anweisung für Holz- und

Tiefbrand, Beizen und Polieren voran — die für den Anfänger unentbehrlich ist und auch für den Geübteren noch manche nützliche, neue Winke enthält.

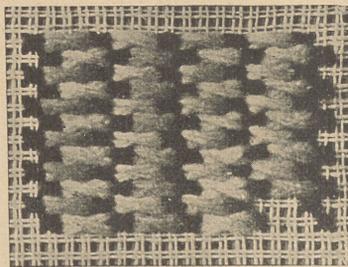
Handarbeit.

Gestickte Herrenwesten. Diese zuerst etwas befremdende Neuheit kommt uns aus England und Frankreich, und ihr dortiger Erfolg ist auch hier nicht ausgeblieben. Sie sind auch wirklich hübsch die behaglich warmen Haus- und Jagdwesten, welche auf feinem Kanevas mit Zephyrwolle oder Chenille und Seide in den verschiedensten Tapiserieartigen gestickt werden; kleine Stoffe imitierende Muster und dunkle Farben sind Verbindung, letzteren fügt man jedoch zuweilen einzelne leuchtende Seidenfäden in Rot oder Blau ein, nach Art der Pünktchen moderner Stoffwesten. Nach jeder Stoffweste kann man leicht die Form der vorderen Westenteile auf



Kanevasmuster für Herrenwesten.

dem Kanevas vorzeichnen. Das erste der beiden naturgroßen Muster ist Jaquardgewebe nachgebildet; in Zickzacklinien zu arbeiten, besteht die eine Stichreihe aus je fünf Schrägstrichen, die abwechselnd in Höhe und Breite über ein Kanevaskreuz greifen, die andere aus gleich vielen größeren Stichen, die je über zwei Kanevaskreuze in Höhe und Breite greifen, aber nur ein Kanevaskreuz vorrücken. Man achte bei diesem Stiche auf ein gutes Zusammentreffen der Stiche an den entgegengesetzten Westenteilen. An dem zweiten Stiche teilen schwarze Kreuzstiche, verjagt je über ein Kanevaskreuz gestickt, drei Stiche



Kanevasmuster für Herrenwesten.

breite Streifen ein, die längliche Kreuzstiche, über die drei Kanevaskreuze abwechselnd in zwei dunkelgrauen Tönen gestickt, ausfüllen; sehr gut wirkt es auch, die einteilenden Kreuzstiche mit dunkelroter Seide und die Füllung ganz schwarz zu arbeiten; überall wird es den Anfertigerinnen gerade viel Freude machen, eigene Muster und Farbzusammenstellungen auszuprobieren. Bezugsquelle: Ernst Schmidt, Königl. Hoflieferant, Berlin W., Friedrichstraße 68.

Kunstiges fürs Haus.

Abgebrochene Krücken an Schirmen, Gürtelschlösser aus Jet oder dergl., Glas etc. fittet man auf folgende einfache Weise wieder zusammen: Man löst etwas Mannpulver, ohne jeden Zusatz, in einem kleinen Blechgefäß, welches man, wenn es keinen Stiel haben sollte, mit einer Brennschere hält, über einem brennenden Licht vollständig auf bis es kocht, taucht dann die Gegenstände mit der gesprungenen Stelle hinein und paßt

beide Teile fest zusammen. Schwarze Sachen färbt man an der gekitteten Stelle mit etwas Tinte oder beliebiger Schwärze nach. St.

Die praktischen beliebten Pfläner Emailliergeschirre, deren einziger Nachteil die Sprödigkeit der inneren Glasur war, haben jetzt eine derartige Verbesserung erfahren, daß man die Töpfe über eine Viertelstunde lang der Dfenhitze aussetzen kann, ohne daß die innere Emaille springt. Die Kochgeschirre sind wirklich vorzüglich, das Beste, was sich Hausfrauen anschaffen können. Die einzige Verkaufsstelle für dieselben ist die Firma Hermann Leitner, Berlin S., Friedrichstraße 31.

Unvergängliche Stempelfarbe zum Zeichnen der Wäsche kann man sich selbst nach folgendem Rezept anfertigen: 5 Teile salpetersaures Silber werden in 12 Teilen destillierten Wassers gelöst, 7 Teile kohlenstoffsaures Natron und 10 Teile Ammoniak hinzugesetzt. Nachdem der anfängliche Niederschlag durch Ammoniakzusatz wieder gelöst ist, gibt man 5 Teile arabisches Gummi, in wenig Wasser gelöst, hinzu und läßt unter Erhitzung im Wasserbade so viel von der Mischung verdunsten, daß sie die gewünschte Konsistenz erhält. Unter den blauen Farben gibt es keine unauslöschlichen. Platinchlorid statt des Silberfalzes gibt ein haltbares Purpurrot.

Vorzügliche Händepomade. Ein fingerlanges gut ausgewässertes Stück Rindermark, zwei bis drei, wenn möglich Vordorfer Äpfel, ein Theelöffel Honig, ein Theelöffel Glyzerin und einige Tropfen Rosen- oder Mandelöl. Das Mark wird ausgelassen und durch ein Haarsiebchen gegeben, unterdessen hat man die Äpfel sorgfältig gebraten und das weiße Fleisch mit einem silbernen Löffel heraus genommen. Dies wird zuerst mit dem Mark verrührt, nach und nach der Honig und zuletzt dies Öl dazu gegeben. Alles wird so lange nach einer Seite gerührt, bis es sich cremartig verbunden hat. In kleinen Porzellandöschen läßt sich diese Händepomade lange aufbewahren. — Statt Rindermark nehme man gegen Frost an Fingern und Handflächen ausgelassenes Hafensett. Die Hände werden abends mit der Pomade eingerieben und Lederhandschuhe während der Nacht darüber gezogen. S. O.

Für die Küche.

Mokkatorte. ¼ Pfd. Zucker und 7 Eibotter werden ½ Std. abgerührt, dann kommt der Schnee von 4 Eiweiß und 100 g Kartoffelmehl dazu, dies alles wird sehr leicht verrührt. Man füllt es in die Form und läßt es 1 Stunde baden. Nach dem Erkalten wird die Torte in drei Teile geschnitten und mit folgendem Creme gefüllt. Moccacreme: ½ Pfd. fein geliebter Zucker wird mit ¼ l starken, schwarzen Kaffee in einer Schüssel, welche in kochendem Wasser steht, so lange gerührt, bis es ganz dick ist, dann kommt es aus dem Wasser heraus und wird gerührt bis zum Erkalten. ½ Pfd. ungesalzene Butter wird zu Sahne gerührt und die erkalte Masse wird darunter gemengt. A.

Fragen.

31) Gibt es ein Mittel, wertvolle alte Goldrahmen zu reinigen oder aufzustrichen? Für Auskunft wäre dankbar eine langjährige Abonnentin.

Auskunft.

Fr. 6. (Verspätete Antwort an v. L.). Sie suchen eine Stiftung, freilich nahe bei Berlin, behufs Unterbringung eines weiblichen Dienboten! Das Katharinenstift in Biebrich a/M. nimmt Mädchen auf zu M. 1 täglich in gefunden Tagen. Werden sie von einer ansteckenden Krankheit befallen und gänzlich hilflos, so muß allerdings die Verbringung in ein Krankenhaus erfolgen, dagegen leisten die Hauseltern bei Altersgebrechen liebevolle Dienste. Die Unfall-, verbunden mit einem Damenheim, ist von Garten umgeben und befindet sich in einer gefunden Gegend. Herr Wfarer Genh hier wird gerne Auskunft geben, ebenso ist die Unterzeichnete mit Vergnügen dazu bereit. Luise Schulte, Wwe.

in Biebrich a/M. Mühlstr. 2.
Fr. 25. (M. B. S.) Photographien coloriert ferner Hl. Gedwig Malwald, Schullehrerin, Bozen, Victoriastr. 7. — Die Liste ist hiermit geschlossen.

Redaktionspost.

Faustine S. in T. Ein neuer Kursus in der Pflegerinnenschule des Kaiser und Kaiserin-Friedrich-Kinderkrankenhauses in Berlin beginnt am 1. April 1902. Anmeldungen sind an die Oberkassiererin des Krankenhauses zu richten: Berlin N., Reinickendorferstr. 32. Dasselbst auch Entgegennahme der Bedingungen.



Es blasen die Trompeten.

Roman von Paul Oskar Höcker. (Fortsetzung.)

Die Remonten Malwischkes — großartig!“ sagte der Bürgermeister zu seiner Frau. „Das ist ein wahrer Staat. Aber ich that furchtbar schwerfällig und meinte zum Inspektor: ‚Na, liebster Kugeleit, das hat ja noch lange, lange gute Weile!‘ — Er darauf: ‚Erbarmen Sie sich, Herr Bürgermeister, so eine Gelegenheit finden Sie in zehn Jahren nicht wieder!‘ — Und darauf fing er an zu schwärmen: erstens ‚mal ein Fuchswallach, der ‚Kex‘, sechszöllig, Halbblüter, und zweitens die Schwesterstute von der ‚Diana‘ der Frau von Gattwich. Er sei damit sitzen geblieben, denn Graf Schorella, der darauf fest reflektiert habe, sei wieder einmal nicht bei Kasse. Fünftausendfünfhundert bar. Na, schließlich glaubt er an die Fünfhundert ja selbst nicht.“

„Und Du willst sie kaufen?“

„Ich? Aber, Schatz, seit wann bin ich Kapitalist? Gehalt und Zuschuß gehen doch stets den Weg alles Irdischen . . .“

Ellen hob fast bestürzt den Kopf. „Wie Du sprichst, Hermann! Was mir gehört, gehört Dir doch auch. Am ersten Oktober ist das Kapital für Vaters ‚Hypatia‘ fällig. Wenn das Geld von der Reederei aus Stettin kommt, nimmst Du Dir davon, was Du brauchst.“

„Nein, so geh' ich nicht drauf ein. Hast Du Lust, so schenke uns die Pferde. Natürlich muß es dann auch bekannt werden, daß das von Vaters Gelde stammt. Sonst geraten die guten Leutchen hier außer Rand und Band: Burgemeisters zu Pferde — mit 2925 Mark Einkommen — einfach Größenwahn!“

Sie hatte seine Hände erfaßt und sah ihm nun direkt ins Gesicht. „Sag' mal, Schatz, wirst Du mich auch ganz richtig verstehen, wenn ich noch einen Einwand habe?“

„Du willst nicht?“

„Bisht. Nicht gleich böse sein.“ Sie war aufgestanden, lehnte sich an ihn, spielte mit seinem Rockragen. Dabei suchte sie nach guten und herzlichen Worten, denn sein Ausdruck war plötzlich so niedergeschlagen, daß sie sich selbst ganz grausam vorkam. „Sieh, Schatz, ich denke mir: Hauptsache wäre doch, daß Du jetzt zum Reiten kommst, so lange das Regiment noch da ist. Nicht wahr, das interessiert Dich doch am meisten, da 'mal mit hinaus zu können, die Kürassiere

zu sehen. Nun stell' Dir aber vor, was für eine unglückliche Rolle ich ungeschicktes Wurm spielen würde.“

„Du, Ellen? Aber ich sage Dir, pompös würdest Du in den Sattel passen.“

„Na, ja. Aber da ist doch noch eine Menge vorher zu überlegen.“

„Gar nichts, Liebling. Wenn wir heute kaufen, hast Du morgen früh vor der Amtsstunde Deinen ersten Unterricht. Und Kugeleit bringt für die ersten paarmal auch noch einen lammfrommen Schulgaul mit . . .“

„Alles zugegeben, Hermann. Du kannst Dir denken, daß ich mir die größte Mühe geben würde . . .“

„Und gesund und mutig, wie Du bist!“

„Ja, aber — aber erstens könnt' ich morgen doch noch nicht anfangen — nicht wahr, da müßt' ich erst noch Schneiderei haben. Bei uns Frauenzimmern ist immer noch ein bißchen Firtlesanzerei dabei . . . Und im günstigsten Fall: wann wäre ich so weit, daß ich mit Dir hinaus könnte? Denn sieh 'mal, ich will Dir doch nicht hinderlich sein.“

„Hinderlich, wie Du das sagen kannst?“

„Offen und ehrlich, Hermann, ich würde Dir den Genuß stören.“

„Also willst Du nicht?“

„Vorläufig nicht. Aber Du sollst. Und sollst die ganze Freizeit, die Du hast, darauf verwenden — so lange das Regiment da ist.“

„In zehn Tagen, nach der Brigadepresentation, beginnt das eigentliche Manöver in der Division; da ziehen sie ein Stück nördlich, im Bogen herum, endigen dann aber zum Korpsmanöver wieder in unserer Nähe.“

„Siehst Du! Also handelt sich's nur um ein paar Tage, die Du ausnützen könntest. Und die sollt' ich Dir verkümmern? Laß uns morgen in aller Frühe zu Malwischke fahren. Du kaufst zunächst einmal für Dich allein — und ich werde riesig stolz auf Dich sein, wenn ich Dich hoch zu Roß sehe.“

Es kostete sie viele Worte — aber im Grunde ließ er sich gern überreden.

Davon war er überzeugt, daß er den Fuchs nicht behalten würde, falls Ellen auch späterhin ihn nicht begleiten wollte. Aber das Risiko war ja nicht allzu groß. Und es war die erste Extravaganz, die man sich leistete.

Andern Tags kam das Geschäft glatt zu stande. Malwischke und der Inspektor liefen auch gegen Frau Ellens Hartnäckigkeit Sturm; der ward aber mit großer Bestimmtheit von ihr abgeschlagen. Der Mittergutsbesitzer versprach, Sefkingens das Vorkaufsrecht an der Schwesterstute der ‚Diana‘ zu reservieren. Damit waren sie beide einverstanden.

Die Freude ihres Gatten über den ‚Kex‘ war so herzlich, daß Ellen, die von Pferden gar nichts verstand, selbst mit fortgerissen wurde. Zu ein paar drolligen Debatten kam es, als sie ihrer Bewunderung beredten Ausdruck geben wollte, aber die termini technici falsch anwandte. Da lachten sie denn beide herzlich; sie gab's dann jedoch bald auf, sich in den equestrischen Ton zu finden.

Ein glücklicher Zufall wollte, daß Sefkingen gleich andern Tags in der Kreisstadt dienstlich beschäftigt war. Natürlich ritt er diesmal. Er hatte sich schon den Abend zuvor mit dem ‚Kex‘ angefreundet. Es war ein kräftig gebautes, feuriges Tier, aber noch etwas roh. Sefkingen fühlte sich überraschend schnell im Sattel heimisch und wußte im vorhinein, was er aus dem Fuchs herausbekommen werde.

Vorläufig war der ‚Kex‘ im Stall des nächsten Gasthofs untergekommen. Sefkingen hatte mit dem Wirt ein Pensionsabkommen getroffen. Bei den ersten ‚Toiletten‘ des schönen Tieres war er zugegen, griff gelegentlich auch selbst mit zu, was dem Kutscher, der äußerst pferdeverständlich war, gewaltig imponierte.

Wie Sefkingens vorausgesehen hatten, erregte die That sache, daß der Bürgermeister sich beritten machte, nicht geringes Aufsehen in Scherkehen. Sein Einreiten am ersten Tag ward von allen Fenstern aus beobachtet. Den Aufbruch nach der Kreisstadt setzte er daher möglichst früh an.

Als er sich von Ellen verabschiedete, befand er sich in etwas gemischter Stimmung. Sie merkte es ihm an. Und er sagte ihr in seiner offenen Art auch den Grund.

„Weißt Du, Liebling, — ein ganz klein bißchen komisch komme ich mir vor! Bin ich erst draußen, dann ist alles gut, aber hier im Ort weiß ich wirklich nicht recht, was für ein Gesicht ich machen soll. Ich freue mich diebisch, sag' ich Dir, und möchte ihnen allen so recht frisch und vergnügt ‚Guten Morgen‘ zurufen; aber wenn ich an den umlagerten Fenstern vorbeikomme, dann muß ich unfehlbar an die Sonntagstreiter denken. Und das wurmt mich mächtig.“

„Soll auch ich Dir nicht nachsehen?“ fragte sie lächelnd.

„Nein, thu's lieber nicht, Schatz. Ehrlich gestanden: vor Dir geniere ich mich am allermeisten!“

Das suchte sie ihm natürlich auszureden. Sie hielt ihn bei den Händen und sah ihm fröhlich ins Auge. „Du gefällst mir zu Pferde. Siehst ganz prächtig aus. Warum soll ich nicht stolz auf Dich sein?“

Es war etwas Junges, Sprühendes in ihm. Es litt ihn kaum mehr daheim. Er riß Ellen stürmisch an sich, küßte sie in einer Art Ausgelassenheit — und fort war er.

Ellen stand nachher lange in seinem Zimmer. An den Scheiben wollte sie nicht gesehen werden, wenn ihr Gatte vorüberritt, also wartete sie inmitten der Stube am Schreibtisch, dem Fenster zugewandt.

Aber Sefkingen hatte einen Umweg gemacht, um die Promenade vor dem Haus nicht passieren zu müssen.

Sie war nicht böse darüber. Sie verstand ihn. Das sah ihm nun gerade ähnlich.

Erst gegen zwei Uhr kam er heim. Die ungewohnte Anstrengung hatte ihn stark ermüdet, aber er nahm alle Kraft zusammen, wollte sich durchaus nichts anmerken lassen. Den ganzen Nachmittag saß er im Amt, um die Geschäfte zu erledigen.

Den Landrat hatte er in dem Augenblick gesprochen, da dieser selbst in den Sattel steigen wollte. Die Überraschung für Herrn von Gattwitz war natürlich groß. Es hatte sich vor dem Kreisständehaus schon eine stattliche Kavalkade von ‚Schlachtenbummlern‘ zusammengefunden, die der heutigen Übung beiwohnen wollten. Der Landrat machte

Herrn von Sefkingen mit den fremden Offizieren bekannt, übergab dem neuerdings bei ihm arbeitenden Referendar die Geschäftsangelegenheit des Bürgermeisters und forderte diesen auf, sich anzuschließen. Er that es in so netter Weise, daß Sefkingen nicht ablehnen konnte. Inzwischen hatten sich auch Frau von Gattwitz und Frau von Bottlar eingestellt. Man befand sich noch in fröhlicher Begrüßung, als Major Frommhagen an der Spitze eines kleinen Reitertrupps über den Marktplatz angetrabt kam, um dem ehemaligen Kameraden vom Pferde aus die Hand zu schütteln oder ihm ein Willkommen zuzurufen.

Rango von Altenklingen führte heute die erste Schwadron und befand sich, wie die jungen Herren ulkten, ‚im Schwindel‘. Seine Nervosität hatte sich auch seinem Rappen mitgeteilt. Trotzdem hielt er es für seine Pflicht, Sefkingen die Honneurs zu machen.

„Haben Sie dem Kommandeur schon Ihren Knicks gemacht, Sefkingen? Nicht? Denn aber dalli. Kommen Sie, ich bringe Sie hin. Graf Schaer is dabei. Dem jeht's heute wie mir. Reinfall erster Jüte. Wenn heute nicht schief jeht, bin ich nich schuld daran. So — Trab, bitte, das macht sich besser. Sie haben da 'n kapitalen Gaul, Sefkingen. Eigenes Gemäch's? Halt, halt, Tempo, ruhig Blut, reißen Sie mir nich aus . . .“

Sefkingen saß vorzüglich im Sattel und beherrschte sein Pferd vollkommen. Man musterte ihn von allen Seiten; er wußte es wohl.

„Und bitte zu bedenken, Herr Graf,“ sagte Rango im Anschluß an die Begrüßung und Vorstellung, „daß Herr von Sefkingen seit sechs Jahren zum erstmal wieder so 'was wie einen Gaul zwischen den Schenkeln hat.“

„Sehen Sie, Sefkingen, das ist Kurassierschule!“ lobte der Oberstleutnant fordbial.

Der Kommandeur legte allmählich gleichfalls seine Steifheit ab und verwickelte den Civilisten in ein verbindliches Gespräch.

Inzwischen hatte Rango von Altenklingen die erste Schwadron aufsitzen und abrücken lassen. Der Sammelplatz des Regiments war drei Kilometer weiter westlich in der Nähe von Löbewethen.

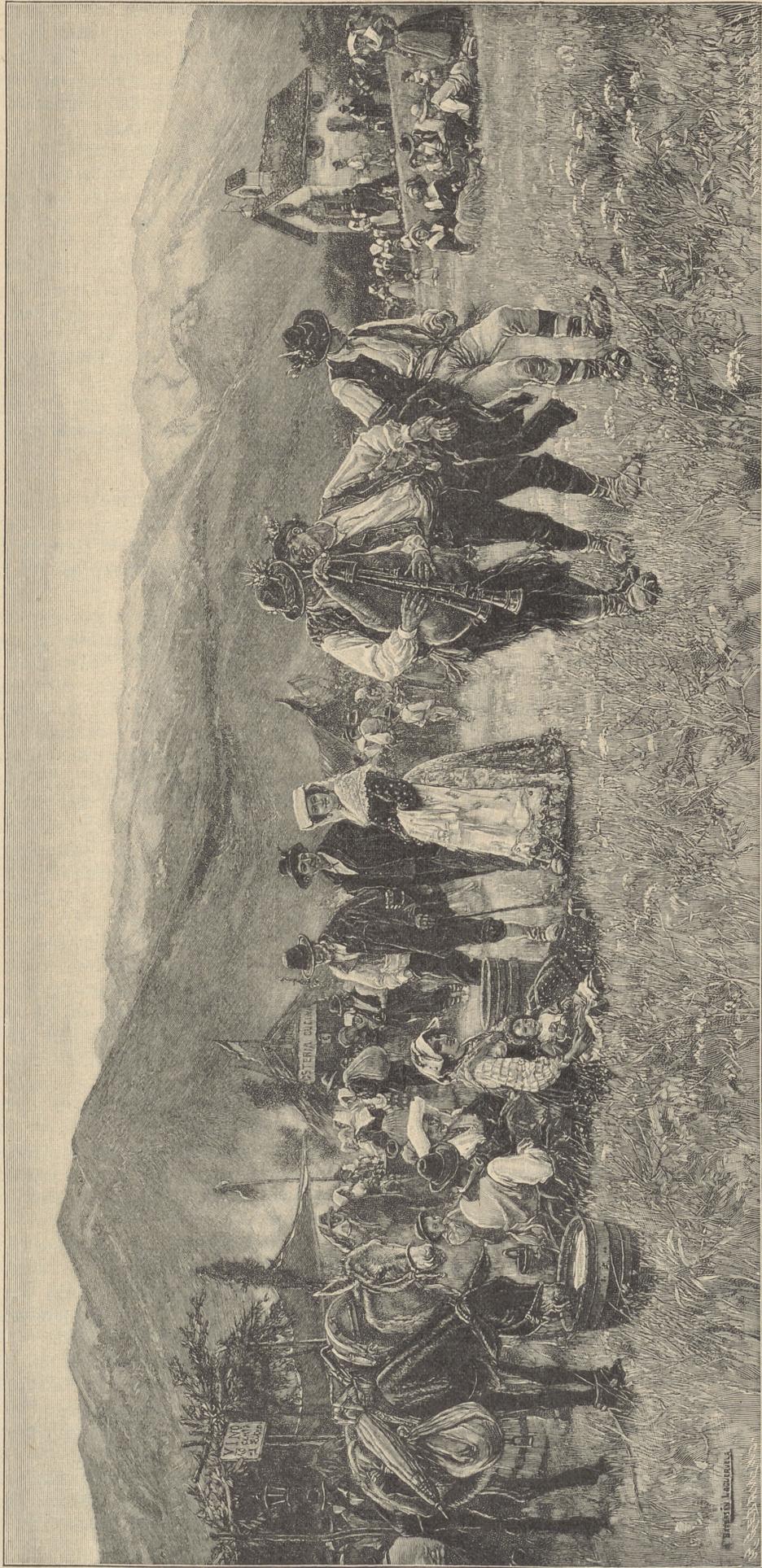
Abends war Sefkingen noch ganz voll von all den Eindrücken. Er erstattete seiner Frau, um ihr eine Vorstellung von den fröhlichen Reiterbildern zu geben, einen bis ins kleinste getreuen Bericht über seine Erlebnisse an diesem Morgen. Dazu nahm er die Karte vor und setzte ihr auch die militärische Idee, die dieser Übung zu grunde gelegen hatte, auseinander.

„Ja — und morgen ist Vorbefichtigung,“ knüpfte er daran an, „Malwischke will mich abholen. Sie sagen alle, die Sache versprache sehr interessant zu werden.“

Ein Vorwand, vom Amt wegzubleiben, wie heute, lag für den nächsten Tag nicht vor. Ellen merkte aus den letzten Worten ihres Mannes, oder vielmehr aus dem Ton, in dem er sie sprach, eine gewisse Unsicherheit heraus. Vielleicht weil es das erste Mal war, daß er den Dienst veräumte. Sie fühlte, daß er erwartete, sie werde sich irgendwie darüber äußern. Sie konnte ihm aber weder zu- noch abraten.

„Richtig, und noch eins,“ sagte er darauf, leicht befangen, weil sie schwieg, „die Damen lassen Dich bitten, doch auch nach Uszninken zu kommen. Sie sind um neun Uhr mit dem Landauer dort und haben einen Platz für Dich. Es ist immer sehr nett beim Rendezvous. Die Damen bringen Frühstück mit, zum Abmarsch ist das Trompeterkorps bestellt, — da siehst Du 'mal so eine Art Lagerbild.“

Sie hätte wer weiß was drum gegeben, wenn sie die Einladung hätte annehmen können — schon feinnetwegen — aber seit Wochen war für den kommenden Vormittag die Sektionsitzung des Vaterländischen Frauenvereins bei der Frau Pastor angesetzt. Sie war als Kassensführerin zum Erscheinen verpflichtet; ihr Fehlen hätte die Versammlung zwecklos gemacht.



Rückkehr vom Jahrmatt. Nach dem Gemälde von M. Barbaian-Lagueruela.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Seckingen mußte das schließlich einsehen. Aber verstimmt war er doch. Er wollte es freilich nicht wahrhaben.

„Und zu verschieben — geht es keinesfalls?“ fragte er später wieder unsicher, nachdem man schon längst ein anderes Thema angeschlagen hatte.

Ellen war wirklich untröstlich. Es war zu spät, um alle Damen zu benachrichtigen: ein paar Lehrer- und Pfarrfrauen, auch die Töchter des Steuerkontrolleurs, wohnten über eine Stunde von Scherkehen entfernt — der Ersparnis halber kamen sie meist zu Fuß an — es hätte also böses Blut gegeben, wenn sie um ihres Vergnügens willen die Betreffenden den Weg umsonst machen ließ.

„Hm. Ja, Ellen, das ist nun Jammer schade.“

Seckingen durchmaß das Zimmer unruhig. Rechte Stimmung wollte nicht mehr aufkommen. Er verließ bald darauf das Haus, um noch einmal nach dem ‚Rex‘ zu sehen.

Das Tier kannte ihn schon. Es hatte die Strapaze gut überstanden und befand sich in denkbar bester Kondition.

Er hatte, als er Ellen verließ, vorgehabt, dem Gasthofskutscher zu sagen, daß der ‚Rex‘ den nächsten Morgen nicht gefattelt zu werden brauche, da er daheimbleiben werde. Er wußte, daß Ellen ihm zwar zureden, innerlich aber doch erfreut sein würde über seinen Entschluß.

Der warme, gesunde Pferdegeruch, die Erwartung eines besonders genußreichen und dabei strapaziösen Rittes (denn ein Teil der Übung sollte sich in dem herrlichen Forst von Uszninken abspielen) und die Erinnerung an die frischen militärischen Eindrücke des heutigen Morgens — das alles wirkte da so lebhaft auf ihn ein, daß er den Befehl gar nicht über die Lippen brachte.

Als er heimkehrte, war er seltsam gereizt. Er beobachtete Ellen. Er wußte, daß er ihr unrecht that; er machte sich deshalb Vorwürfe, aber er ward seiner selbst nicht mehr Herr.

Sie hatte eben keine Ahnung, sagte er sich, was da alles in ihm auflebte. Sie konnte es gar nicht verstehen. Und die gewisse schonende Art, mit der sie jedem Gespräch über den nächsten Tag auswich, verletzte ihn.

Sicher erwartete sie, daß er schließlich doch noch zu Hause blieb. Aber mit welchem Recht wollte sie das von ihm fordern?

... Körperlich ermüdet, wie er war, schlief er sofort ein. Er würde am andern Morgen den Aufbruchstermin verschlafen haben, wenn sie ihn nicht selbst geweckt hätte.

„Es ist vier Uhr, Hermann.“

Im Nu war er draußen und unter der kalten Douche — und so fix wie in seiner Leutnantszeit angezogen. Daß Ellen gleichfalls aufstand, duldet er nicht.

Aber er kam dann noch an ihr Bett und küßte sie.

Sie schlang die Arme um seinen Nacken und preßte sein Antlitz gegen ihre Wange.

„Liebling, was hast Du?“ entfuhr es ihm, „Du weinst ja!“

Sie schüttelte den Kopf, wandte aber ihr Gesicht ab — trotzdem es noch so finster war, daß eines kaum die Anrisse des andern unterscheiden konnte.

Ob sie's ihm jetzt sagte? Ob sie ihm beichtete, weshalb sie die halbe Nacht durch wachend und sich härmend halbaufgerichtet dagefesselt hatte, sehen und bänglich zu ihm hinüberblickend, der in so festem, gesundem Schlafe dalag?

Auf dem Pflaster vor dem Hause hörte man den ‚Rex‘ scharren. Der Gasthofskutscher, selbst ein gedienter Kavallerist, war auf die Minute pünktlich. Auch Malwischke mußte wohl gleich eintreffen.

Als Ellen merkte, wie es bei dem von der Straße heraufdringenden Geräusch zuckend durch die Gestalt ihres Gatten ging, fielen ihre Arme herab.

„Ellen! Willst Du mir nicht sagen...“

Ihre Lippen schwiegen, aber ihre Augen sprachen — nein, baten, flehten.

Allein es war dunkel im Zimmer, und Seckingen hörte nur den halbuntgedrückten leisen Seufzer, mit dem seine Frau den Kopf ins Kissen zurücksinken ließ.

Sie that ihm so leid, so unendlich leid. Er hätte sich hinwerfen mögen, ihre Augen küssen, sie seiner Liebe wieder und wieder versichern wollen.

... Da erklang Pferdegetrabe auf der Chaussee, von Norden her, aus Naujepönen. Jetzt kam der Reiter aufs Pflaster, der scharfe Trab verlangsamte sich, man hörte dicht vor dem Hause ein paar Männerstimmen durch die Nachtstille, das Pferd wurde pariert...

Und nun hielt ihn nichts, nichts mehr. Seckingen schämte sich vor sich selbst, daß er für die frische, fröhliche Reiterlust, die ihn nach so viel Jahren der Entfagung ergriffen hatte, noch nach einer Entschuldigung suchte.

Wenn seine Frau ihn darin nicht einmal verstehen wollte — oder konnte — so war es wirklich traurig.

„Leb' wohl, Ellen!“ sagte er und ging.

Auf der Treppe hielt er noch einmal und laufchte.

Alles blieb still.

Es war etwas Fremdes zwischen sie getreten; das fühlte auch er in dieser Minute.

Er schloß die Hausthür auf. Malwischke begrüßte ihn in seiner schwadronierenden, derbgemüthlichen Weise. Er atmete tief die frische Morgenluft ein.

5. Kapitel.

Und nun begann ein ganz neues Leben für ihn.

Tag für Tag war er bei den Kürassieren. Morgens im Sattel — abends auf dem, auf jenem Gut, wo gerade ein Rout angesagt war.

Die alten Kameraden zeigten eine wirkliche Herzlichkeit im Verkehr mit ihm. Vielleicht war ein wenig Mitleid dabei; aber es war so gut cachiert, daß er in seiner Frische und Ursprünglichkeit es nicht merkte. Den Civilisten, die gleich ihm als ‚Schlachtenbummler‘ den Bewegungen des Regiments und der Brigade draußen im Gelände folgten, war er unerfeglich. Stets wußte er aus dem allgemeinen Aufmarschbilde und den kleinen dienstlichen Indiskretionen über den ‚markierten Feind‘, die sich der Adjutant seiner Frau gegenüber gestattete, die Stelle vorher zu bestimmen, an der es zum Schlagen kommen würde. Graf Schorella, Willuhn, der Oberförster, auch der etwas kompakte Herr von Malwischke waren allesamt gute Reiter; den Glanz dieses ehemaligen Kürassiers erreichten sie jedoch nicht. Fast kam da etwas wie Neid auf. Malwischke und Schorella, die hier seit einem halben Menschenalter die privilegierten Courmacher waren, gönnten dem jungen Bürgermeister, mit dem man gesellschaftlich bisher doch noch gar nicht gerechnet hatte, auch die unzweifelhaften Erfolge bei der feischen Adjutantenfrau nicht. Aber bewundernd mußten sie anerkennen, daß Seckingens Führung tadellos war, daß seine private Taktik manchmal Spannungen hervorrief, als ob sie an der militärischen Affaire selbst aktiv beteiligt wären.

Die Übungen in der Brigade fanden zum Teil unter heftigen Regenschauern statt. Da freiften verschiedene der Schlachtenbummler. Seckingen und Frau von Bottlar waren die ganze Zeit über die ausdauerndsten — trotz Wind und Wetter. Einmal trafen sie, bis auf die Haut durchnäßt, in Scherkehen ein.

Seckingens Anwesenheit war auf dem Amt dringend erforderlich — es sollte ein Termin stattfinden, die Geladenen harrten seiner schon eine gute Stunde — also mußte er wie er ging und stand hinübereilen, um die Sache zu erledigen. Inzwischen fand seine Begleiterin bei Frau Ellen Aufnahme, die, von den Doggen begleitet, hastig in die Thür getreten war, als die Reiter in den Ort einsprengten.

Frau von Bottlar brachte mit ihrer munteren Art einen frischen Zug ins Haus. Sie schwärmte der Hausfrau vor, was für einen einzig prächtigen Mann sie habe, — daß alle Stimmen, die sie gehört habe, sich darin einigten: er sei der geborene Reiter —, berichtete auch über ein paar vielbesprochene Gewalttoure. über die Seckingen daheim bisher überhaupt noch nichts gesagt hatte.

Und wieder drängte sie Ellen, das Reiten doch selbst aufzunehmen; aber diese merkte, daß es jetzt nur noch aus Höflichkeit geschah. An den Parforceritten der letzten Tage hatte ja nicht einmal Frau von Gattwitz, die doch seit ihrer Kindheit im Sattel Bescheid wußte, mehr teilgenommen. Wie würde also sie, bei ihrer immerhin zarten Konstitution, solche Strapazen auf sich nehmen können?

Frau Kora war mit Humor darauf eingegangen, daß die Hausfrau ihr aus ihrem eigenen Kleidervorrat aushalf, während ihre total durchnässten Sachen trockneten. Sie blieb auch zu Tisch, und ihre frische Laune und Natürlichkeit half über den etwas genanten Umstand hinweg, daß sie sich vor Sektlingen in so abenteuerlichem Aufzug zeigen mußte. Aber sie fühlte sich doch freier, als gegen Abend ihr durch Bote verständigter Gatte eintraf, um sie abzuholen. Denn es war ihr nicht entgangen, daß Sektlingens Stimmung im Beisein seiner Frau ziemlich gedrückt war. So sympathisch ihr die junge Frau von Sektlingen von Anbeginn an gewesen war und so herzlich sie sich zu ihr gestellt hatte: der große Temperamentsunterschied machte sich heute doch in fast peinlicher Weise geltend. Sie wußte nicht recht, ob dies Ellens ständige Art war oder ob sie sich ihr gegenüber eine absichtliche Reserve auferlegte.

Der Adjutant brachte Rango von Altenklingen und Herrn von Malwischke mit, der von der Übung aus noch vor dem Platzregen die Kreisstadt gewonnen und bei Landrats diniert hatte. Die drei Pferde wurden im Gasthof untergebracht, Sektlingen führte die Herren seiner Frau zu.

An das Diner bei Herrn Schach von Gattwitz schien sich eine nicht unerhebliche Kneiperei angeschlossen zu haben, denn die Stimmung der Ankömmlinge war trotz des scharfen Mittes eine ziemlich vorgeschrittene. Rango hatte bei der heutigen Vorbesichtigung mit der ersten Schwadron leidlich abge schnitten und verschmähte daher einen erneuten Freudentrunk durchaus nicht. Sektlingens Keller war nicht groß. Es fanden sich aber noch einige Marken vor, die der Kapitän angeschafft hatte, namentlich Ungarweine, von denen die Sage berichtete, sie seien auf Pajsch-Umwegen in seinen Besitz gekommen. Auf den Vorschlag von Malwischke begleiteten Rango und der Adjutant den Hausherrn also in den Keller zu einer Okularinspektion.

Sektlingen ging auf die allgemeine Lustigkeit ein, und die beiden Kameraden versicherten ihm wieder und wieder: er sei ganz der Alte geblieben; auch konnten sie sich nicht genug thun, sein Reiten zu bewundern.

Zwischen richtete Ellen, so gut wie sie's zu improvisieren vermochte, das Abendbrot her. Ihre wachsende Nervosität fiel aber sowohl ihrem Gatten als auch Frau Kora auf.

Da es jetzt, Mitte September, schon frühzeitig dunkelte, war ein baldiger Ausbruch geboten. Malwischke hatte inzwischen den Landauer kommen lassen, um Frau von Bottlar heimzuführen; daß sie nach den heutigen Strapazen noch einmal zu Pferd steige, wo für morgen doch schon wieder ein anstrengender Ritt in Aussicht stand, das wollte ihr Gatte unter keinen Umständen dulden.

Das einstimmige Urteil über diesen improvisierten Besuch in Scherkehnen lautete: daß man sich zwar vorzüglich unterhalten habe, daß es aber um den armen Sektlingen „in Grunde doch jammer-, jammer schade sei“!

Heute erging sich auch Rango nicht mehr in so großer Begeisterung über die Frau des ehemaligen Kameraden. Gewiß, sie war eine aparte Schönheit, besaß ein vornehmes Wesen, war wohl auch sonst ganz klug und interessant und hatte mit großem Takt die Wirtin zu machen gewußt — aber in einem Kreise wie dem von heute abend „kam sie eben einfach nicht mit“.

Malwischke ritt in gemächlichem Tempo neben Rango einher, während der Adjutant den die Spitze bildenden Landauer eskortierte.

„Ja, wenn man dagegen ein Weibchen wie unsere Gnädige da vorn annimmt,“ sagte der Rittergutsbesitzer, mit der Zunge schnalzend, „die Frau von Ihrer Regimentsstütze — erbarmen Sie sich, da liegt denn doch 'ne ganz andere Rasse drin, da is Schwung, avec!“

„Sie meinen Frau Kora? Alle Wetter ja, das muß ich sagen, sie hat mir heute auch mächtig imponiert. Wenn man bedenkt, morgens die Leistung im Felde — der Sektlingen war ja reinweg doll, wie er da mit ihr durch den Platzregen durchkarrbatschte — und nun nicht die Spur von Abfallen und so. Ein Eisenmädel. Stahlweib. Ja. Ganz charmante Person.“

„Und macht ein Figürchen aus,“ sagte Malwischke begeistert, „à la bonne heure! Ich gebe nämlich viel auf Fesselung, trautestes Mannchen. Sie können hier auf zehn Meilen im Umkreis Tanzschuhstudien machen und finden so 'ne feine Fesselung nicht wieder.“

Rango lachte. „So indiscret war ich bisher allerdings noch nicht.“

„Dürfen Sie, dürfen Sie dreist, mein basster Herr Ober, das ist Gabe.“

„Aber schließlich doch — hm — pro domo!“

(Fortsetzung folgt.)

Robert Reinick.

Ein Gedenkblatt zu seinem fünfzigsten Todestage. Von Dr. Friedr. Krüger-Göttingen.

Wenn wir am fünfzigsten Todestage Robert Reinicks einen frischen Kranz liebevoller Erinnerung auf seinem Grabe niederlegen, so gilt es nicht der Wiedererweckung eines Dichters, der für sein Volk unverdientermaßen tot ist. Robert Reinick lebt in vielen seiner Gedichte fort, wenn auch mancher Hörer nicht wissen mag, daß dies und jenes Lied von Schumann, Brahms, Weingartner oder Grädener, dem er im Konzertsaal begegnet, von Reinick gedichtet ist. Die Zeilen aber, die seinem Gedächtnisse gewidmet werden, sollen das Interesse für den Lyriker Reinick erweitern und die Liebe für seine Dichtungen und seine Person im deutschen Volke stärken. Für einen Teil unseres Volkes ist Reinick ja heute noch der ausserkorene Liebling für unsere Kinder. Seine Kindergeschichten, Lieder, Reime und Bilder haben in unzähligen Jugend- und Bilderbüchern Aufnahme gefunden. Es wäre nur zu wünschen, daß die zum Teil vergriffenen Jugendschriften Reinicks selbst in neuen Auflagen der Kinderwelt auf den Weihnachts- und Geburtstagstisch gelegt würden. Als Reinick am 7. Februar 1852 in Dresden starb, trauerte die deutsche Jugend aufrichtig um ihn. Für sie war der Freund gestorben, der ihr seit Jahren den Text, in Poesie und Prosa, zu Hugo

Bürkners „Deutschem Jugendkalender“ besichert hatte, zu dem Buche, das sie, wie Friedrich Eggers schon 1851 im Deutschen Kunstblatte schrieb, als ihren Kalender auf dem Weihnachtstisch erwartete.

Der Lebensgang Robert Reinicks weist keine Absonderlichkeiten auf. Er hat sich gewissermaßen auf einem annuitigen, sonnenbeschienenen, von frischem Grün und Blumen, der Liebe seiner Mitmenschen, umgebenen geraden Wege fortbewegt und wäre ein durchaus glücklicher zu nennen gewesen, wenn nicht körperliche Leiden dem schaffenden Künstler und Dichter auf Zeiten den Pinsel und die Feder aus der Hand genommen hätten. Am 22. Februar 1805 wurde er in Danzig geboren als der Sohn des Kaufmanns Daniel Friedrich Reinick und dessen Gattin zweiter Ehe, Justine geb. Unsel. Seine Kindheit war verschönt durch ein harmonisches Familienleben im Vaterhause und zeigt außer den Unbilden der beiden Belagerungen Danzigs in den Jahren 1807 und 1813 keine bemerkenswerten Vorfälle. Reinick genoß zunächst Privatunterricht im elterlichen Hause und besuchte vom elften Jahre an das Gymnasium. Die schwache Gesundheit des Knaben gebot wiederholte längere Unterbrechungen des Schul-

befuchs und Landaufenthalt, den er im Pfarrhause eines Onkels unter der Obhut seiner Großmutter mütterlicherseits nahm. Nach dem Tode der Mutter (1814) unterzog sich die ältere Stiefschwester Marianne der Erziehung der jüngeren Brüder, und als im Jahre 1821 auch der Vater starb, fand der verwaisete Robert Reinick Aufnahme im Hause des Konsistorialrats Professor Blech in Danzig. Nach bestandnem Abiturientenexamen entschied er sich für den Beruf des Malers. Die Neigung dazu und beachtenswerte Talentproben hatte Reinick schon als Kind an den Tag gelegt. Der Vater hatte ihm auch durch die Erlaubnis zu Privatstunden im Zeichnen Förderung zu teil werden lassen. Seinem Sinne und Willen aber, als dem eines durchaus praktischen und nüchternen Geschäftsmannes, hätte es mehr entsprochen, wenn der Sohn sich für den kaufmännischen Beruf entschieden hätte, dem seine Voreltern schon seit langen Jahren gedient hatten. Nur die Sorge um die schwächliche Konstitution Roberts hielt den Vater ab, seinen Willen durchzusetzen, und bestimmte ihn, die Neigungen des Knaben frei gewähren zu lassen. Im Herbst 1825 wurde Reinick in die unter Gottfried Schadows Leitung stehende Berliner Akademie und 1827 in das Atelier des Malers Begas aufgenommen. Während seines Aufenthaltes in Berlin begann sich neben der Malerei die andere Seite seiner künstlerischen Begabung in Reinick zu entwickeln: die Dichtkunst. Der gesellige Verkehr, zu dem Franz Kugler, Chamisso, Ernst Rietschel, Plüddemann, Drake und Krebschmer gehörten, sowie mehrfache Reisen und Fußwanderungen regten Reinick zu geselligen Liedern und lyrischen Ergüssen an, deren erste in Chamissos Musenalmanach abgedruckt wurden. Mit Kugler vereinigte er sich zur Herausgabe eines „Liederbuchs für deutsche Künstler“, das 1833 in Berlin erschien und, neben zahlreichen Liedern anderer Dichter, vierzehn eigene Beiträge Reinicks enthielt. Zu seinen malerischen Studien unter Begas' Anleitung gehören zwei Kompositionen aus der biblischen Geschichte: „Hagar in der Wüste“ und „Saul und David in der Höhle“, sowie das Porträt Chamissos und ein Selbstporträt in Öl. Die Gründung einer neuen Akademie unter Wilhelm Schadow lockte Reinick im Herbst 1831 mit einigen Freunden nach Düsseldorf. Hier hat er in lebhaftem Verkehr mit Zimmermann, Mendelssohn, Uchtritz, Schnaase u. a. gestanden und bis zu seiner Reise nach Italien zu jenem Kreise von Malern gezählt, die in der Kunstgeschichte unter dem Namen der Düsseldorfer Schule fortleben. Ein immer heftiger auftretendes Augenleiden zwang Reinick, wie schon vorher in Berlin, zur häufigen Unterbrechung seiner malerischen Arbeiten. Diese unfreiwillige Muße des Malers kam jedoch dem Dichter Reinick zu gute. Der Düsseldorfer Zeit gehören die „Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde“ an (Düsseldorf 1838), zu deren Buchschmuck zahlreiche Mitglieder des Düsseldorfer Malerkreises beigetragen hatten, so Bendemann, Kethel, Achenbach, Plüddemann, Sohn, Stille, Hildebrand, Lessing, Hübner. Gegen Ende des Jahres 1838 führte Reinick mit einer Reise nach Italien einen längst gehegten Plan aus. In Rom gehörte er zu den anregendsten Persönlichkeiten des deutschen Künstlerzirkels, dessen gesellige Veranstaltungen durch Reinicks Gelegenheitsdichtungen besondere Weihe empfingen. Nach drei Jahren trieb ihn das alte Augenleiden auch von Italien fort. Eine Wasserkur in Gräfenberg blieb ohne den gewünschten Heilerfolg, den der schwergeplagte Kranke erst durch den Gebrauch des Ostseebades Zoppot fand.

Ein Besuch in seiner Heimat Danzig führte im Sommer 1843 zur Verlobung Reinicks mit der Tochter Marie jener

Stiefschwester Marianne, die einst seine Erziehung überwacht und später einen Doktor Berendt geheiratet hatte. Im Januar 1844 fand die Hochzeit statt, nachdem Reinick Dresden als seinen ständigen Wohnsitz ausersehen hatte. In Dresden hat Reinick noch acht Jahre gelebt, an der Seite einer verständnisvollen Gattin und im Kreise treuer, gleichgestimmter Freunde, zu denen in erster Linie Ludwig Richter, Bendemann, Ehrhardt, Rietschel, Hübner, Plüddemann, Hugo Bürkner, Theobald v. Der, Berthold Auerbach, Ferdinand Hiller und Robert Schumann zählten. Die Jahre seines Dresdner Aufenthalts gehörten wohl der Wiederaufnahme der Malerei an, so der Vollendung eines schon in Düsseldorf begonnenen Gemäldes „Der erzählende Pilger“. Ungleich mehr hat jedoch Reinick während dieser Zeit der Dichtkunst und besonders dem dichterischen Schaffen für die Jugend gelebt. Im ersten Jahre seiner Verheiratung gab er seine gesammelten Lieder heraus, die er kurz vor seinem Tode zu neuer Auflage einer strengen Sichtung unterwarf (jetzt: Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung). Zwei Jahre später verfasste er für den Komponisten Ferdinand Hiller den Text zu dessen Oper „Konradin, der letzte Hohenstaufe“. Nach den Wirren des Jahres 1848 schrieb er den erklärenden Text zum „Totentanz“ Alfred Kethels, dessen Kompositionen Hugo Bürkner in Holz geschnitten hatte (jetzt: Leipzig, B. Göscher Nachf.). Darauf erschien seine Übertragung von J. P. Hebels Allemannischen Gedichten ins Hochdeutsche. Der Jugend war in erster Linie seine Mitarbeit an Hugo Bürkners „Deutschem Jugendkalender“ gewidmet, dessen Text während der Jahre 1849 bis 1852 aus Reinicks Feder allein herrührte. Leider ist dieses vortreffliche Buch längst vergriffen. In den Familien aber, in denen es sich bis heute fortgeerbt hat, wird es als ein teurer, unveräußerlicher Schatz aufbewahrt. Noch im Jahre 1887 widmete ihm der „Dresdner Anzeiger“ die folgenden denkwürdigen Worte: „Dieses überaus liebenswürdige Jahrbuch ist eines der reizendsten Denkmäler der damaligen Dresdner Kunst. Freilich fahndet man fruchtlos nach ihm, denn diese Kalender sind so vollständig in das Eigentum der



R. Reinick

deutschen Jugend übergegangen, sind so in Leib und Seele hinein zerlesen worden, daß längst kein volles Stück mehr aufzutreiben ist. Einzelne Blätter und Schnitte finden sich allerwärts als namenloses Gut hier- und dahin verstreut und zum Aufputz ihrer Werke von vielen verwandt, die damit stillschweigend dem alten Bürknerschen Jugendkalender ein Ehrenzeugnis ausstellen. Der Kalender zeichnete sich u. a. dadurch aus, daß jedes Jahr neue allerliebste Monatsbilder darin erschienen; alle Dresdner Künstler trugen dazu bei: Ludwig Richter, Oskar Pletsch, Lorenz Frölich, die Tierzeichner Hammer, Haffe und Hahn, ferner Mez und Bürkner selbst, Theobald v. Der, Hübner, Schnorr und Bendemann. Der literarische Teil ergänzte dabei den künstlerischen in schönster Weise. Robert Reinick, der Dichter nach dem Herzen der deutschen Jugend, traf in Poesie und Prosa stets den rechten kindlichen Ton; ihm war es ein ganz besonderes Vergnügen, zu den mannigfach eingehenden Künstlergaben Geschichten, Gedichte und Reime zu schmieden, die es nicht ahnen lassen, daß sie vielfach erst zu und nach den Bildern geschaffen sind. Ihn gefunden zu haben, mag nicht minder als Verdienst, wie als Glück Bürkners betrachtet werden.“

Im Vereine mit seinen Dresdner Freunden gab Reinick ferner 1845 das „ABC-Buch für kleine und große Kinder“ heraus, ein Erzeugnis gemeinschaftlicher Kompositionsabende, an denen jedem Teilnehmer die Aufgabe zu einem Kunstblatte gestellt wurde, Reinick aber die Dichtung des erklärenden

Textes und Ferdinand Hiller die Komposition der „Singweisen“ übernahm. Auch dieses unvergleichliche Kinderbuch ist leider so gut wie vergriffen. Ein großer Teil der für die Kinderwelt verfaßten Prosastücke und Dichtungen Reinicks, darunter das im Jahre 1848 gesondert herausgegebene Märchen „Die Wurzelprinzessin“, sind aber von der Verlags-handlung von Belhagen & Klasing (Bielefeld und Leipzig) unter dem Titel: „Robert Reinicks Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch“ gesammelt worden und bereits in einer Anzahl von Auflagen neu erschienen.

Gegen Ende der vierziger Jahre trat ein altes Herzleiden Reinicks verstärkt auf. Ein Badeaufenthalt vermochte seinen Fortschritten keinen Einhalt zu thun. Reinick hatte schwer darunter zu leiden, verlor aber nie die Heiterkeit seines Gemüts und versuchte immer von neuem seiner künst-

Dichter der Jugend. Die Poesieen, die er der Kinderwelt gewidmet hat, können nur aus einem kindlichen, stets jung gebliebenen Herzen entfloßen sein. Da drängt sich keine gekünstelte Heiterkeit und keine falsche Altklugheit ein, auf die wir heute oft genug in der häufig höchst verwunderlichen modernen Kinderliteratur stoßen, die von allem wirklich Kindlichen weit entfernt ist und dessen Mangel durch gemachte, dressierte Ausgelassenheit ersetzen will. Reinick selbst blieb leider der Segen eigener Kinder verjagt, und so wurde er der getreue Eckart der ganzen deutschen Kinderwelt, zu der er in seinen Sprüchen und in seinem „Deutschen Rat“ (Vor allem eins, mein Kind: Sei treu und wahr!) im tiefsten sittlichen Ernste redet. Reinicks lyrische Ergüsse sind gleichermaßen von tiefem Gemüt, Frömmigkeit und anmutigem Humor durchweht. Ihm gelingt die Schilderung naiv-unschuldiger



Verirrt. Nach dem Gemälde von J. Tiron.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

lerischen Thätigkeit zu dienen. Endlich mußte er das Bett hüten, und am 7. Februar 1852 machte das Springen einer Pulsader seinem Leben ein schnelles Ende. Drei Tage darauf wurde er unter lebhaftester Teilnahme auf dem Weiten (jetzt: Trinitatis-) Kirchhofe in Dresden zur ewigen Ruhe bestattet.

Die Dichtungen Robert Reinicks bezeugen durchgängig eine gesunde, heitere Lebensauffassung. Ist trotzdem das eine oder das andere Gedicht auf einen weichlich sentimentalsten Ton gestimmt, so hat Reinick damit nur der Grundstimmung seiner Zeit den nötigen Tribut gezollt und bewiesen, daß er nicht umsonst Mitglied jener Düsseldorfer Kunstschule gewesen ist, deren meisten Werken die Signatur ihrer sentimentalsten Zeit aufgedrückt ist. Aus seinen Gedichten und Erzählungen läßt sich Reinicks treues Charakterbild zusammensetzen, wie es uns die Mitteilungen seiner Zeitgenossen und Freunde bestätigen. Vor allem zeichnete ihn ein kindliches, aufrichtig frommes Gemüt, ein gerader Sinn und echte Wahrhaftigkeit aus. Diese Eigenschaften befähigten ihn wie wenige zum

Liebe (Zwiegesang, Des Mädchens Geständnis) ebenso glücklich wie die Wiedergabe einer ernsten, tiefempfundenen Stimmung (Sommernacht, Unter den dunklen Linden). Für seine Vaterlandsliebe findet er den Ausdruck schlichter, aufrichtiger Begeisterung, als er aus Italien nach Deutschland zurückgekehrt und in ihm der Lieder Lust von neuem erwacht ist, da ihm der Süd kein Lied gebracht hatte. Sein Humor ist sonnig und ungekünstelt (Lustiger Rat, Kuriose Geschichte, Des alten Wanderers Rat, Blauer Montag, Gesellenlied u. a.).

Die Würdigung der dichterischen Persönlichkeit Robert Reinicks erschöpft sich in dem einen Worte: Künstler. Reinick war Maler und Dichter. Beide Talente standen zu einander in Wechselwirkung und ergänzten sich zu einer harmonischen Künstlernatur. So atmen seine Bilder dichterische Phantasie, und durch seine Lieder geht ein bemerkenswerter Zug malerischer Anschaulichkeit, dergestalt, daß die Randzeichnungen seiner Düsseldorfer Freunde zu seinen „Liedern eines Malers“ gewiß nicht einer bloßen Gefälligkeit, sondern der malerischen

Unregung, die aus den Liedern entsprang, zuzuschreiben sind. Der Maler in Reinick diktierte auch dem Dichter die Geschichten und Verse in die Feder, als es galt, für den „Deutschen Jugendkalender“, das „A=B=C-Buch“ und den Totentanz Alfred Rethels den erklärenden Text zu schreiben. Da verstand es Reinick, sich so tief und mitempfindend in den Geist und Willen der Zeichner und Maler zu versenken, daß uns kaum der Eindruck des Nachempfundenen überkommt.

Reinick war oft selbst nicht entzückt, wenn der Dichter in ihm den Maler überwog und verdrängte, und klagte auch gelegentlich in Versen („Gefährliche Nachbarschaft“) über die Doppelbegabung, die ihm Pein verursachte: „Ach, was ist das für ein Grausen, — wenn ein Maler und ein Dichter — beid' in einer Seele haufen!“ Diesen „Doppelstamm seiner Begabung“ aber, wie sich sein Biograph Berthold Auerbach ausdrückt, verdanken wir die Vereinigung Reinicks mit hervorragenden Malern und Zeichnern zur Herausgabe von Jugendschriften, die in ihrer Art nicht leicht ihresgleichen finden werden.

Alle Charaktereigenschaften Robert Reinicks, die wir oben geschildert haben, sind darin zu Nutz und Frommen der deutschen Kinderwelt in Wort und Bild künstlerisch verewigt. Die Männer aber, die mit Reinick zur Schöpfung dieser Werke zusammentraten, sind selbst mit jenen Eigenschaften geziert gewesen und dürfen so als eine seltene zufällige Ge-

meinschaft gelten, die, kraft ihres eigenen kindlichen Gemüts, für das kindliche Gemüt zu schaffen berufen waren. Man denke nur in erster Linie an Ludwig Richter und an Hugo Bürkner!

Wir müssen es uns versagen, Proben in Poesie oder Prosa aus Reinicks Werken widerzugeben. Indessen brauchen wir nur auf die zahlreichen deutschen Anthologien aus neuerer Zeit zu verweisen, in deren meisten einige Gedichte Reinicks die verdiente Aufnahme gefunden haben. Ihre Lektüre aber möchte anregen, zu Reinicks Liedern selbst zu greifen und zu ihnen in Stunden trüber Stimmung die Zuflucht zu nehmen, um das verbüßerte Gemüt von dem erquickenden Sonnenschein, den die Lieder ausstrahlen, erhellen zu lassen. Wird dann zu den schon bekannten, uns in Fleisch und Blut übergegangen Liedern etwa noch ein Duzend mehr zum Gemeingut unseres Volkes, dann ist dem trefflichen Dichter und Menschen der ihm gebührende Lohn geworden. Vor allem aber sei ernstlich Sorge getragen, daß Reinicks der Kinderwelt gewidmete Erzählungen und Dichtungen unvergänglich erhalten bleiben und, wenn möglich, seine unvergleichlichen Kinderbücher, das „A=B=C-Buch“ und der „Deutsche Jugendkalender“, ihre Auferstehung feiern. Damit würde eine Schuld gegen Reinick und seine künstlerischen Mitarbeiter, in erster Linie aber gegen unsere Kinderwelt eingelöst, für deren Erziehung, Charakter- und Geschmacksbildung nur die besten Bücher gut genug sind.

Die Tagebücher des Generalfeldmarschalls Grafen von Blumenthal.

Von Oberstleutnant W. v. Bremen.

Den Lesern des Daheim sind Leben und Thaten des nun gerade vor Jahresfrist heimgegangenen Feldmarschalls, des letzten der großen Mitkämpfer am Werke der deutschen Einheit, wohl bekannt. Als der große Held am 30. Juli 1900 seinen neunzigsten Geburtstag in der Stille seines Landhauses beging, versuchte ich ein Bild seines Lebens und Wirkens zu geben, und als er dann am 22. Dezember desselben Jahres zur Großen Armee von seinem Herrgott abberufen wurde, da widmete ihm Hanns von Zobeltitz an dieser Stelle ein Erinnerungsblatt, das in lebensvollen Farben eine vor Jahren stattgefundene Unterredung mit ihm wiedergab, in welcher der Feldmarschall zahlreiche charakteristische Züge aus seinem militärischen Leben und einige der wichtigsten Entscheidungen aus unseren großen Kriegen mit Freimut mitgeteilt hatte. Nun ist die in jener Erinnerung ausgesprochene Hoffnung erfüllt, und seine Tagebücher von 1866 und 1870 liegen uns vor, die nicht nur jene in der denkwürdigen Unterredung gemachten Mitteilungen zumeist bestätigen, sondern auch für die Geschichte beider Kriege wertvolle Aufschlüsse geben.

Es sind Aufzeichnungen, die der Feldmarschall in beiden Feldzügen von Anfang bis zu Ende, oft Tag für Tag und trotz der Fülle der auf ihm lastenden Geschäfte auch während der entscheidendsten Epochen, machte, damit sie ihm für spätere ausführlichere Erinnerungen als Anhalt dienen sollten. Sie haben vor solchen jedenfalls den Vorzug der Frische und Ursprünglichkeit und sind nicht, wie dies bei so vielen Memoiren so leicht geschieht, nach einem Ausspruche Moltkes „nach dem Erfolge appetitirt“. Wir sehen hier, wie Blumenthal jedesmal die Lage aufsaßte, was er für notwendig hielt, und können jetzt beurteilen, ob er recht hatte oder nicht. Wir erhalten lebensvolle Charakteristiken von vielen der an entscheidender Stelle stehenden Persönlichkeiten, wir erleben alle die großen und kleinen Reibungen mit, die dem Auge nachlebender Geschlechter so leicht entschwinden und ohne die auch das große Werk der Schöpfung des neuen Deutschen Reiches nicht zu stande gekommen wäre.

Der den Tagebüchern vorausgegangte, vom Feldmarschall schon 1848 aufgezeichnete kurze Lebensabriß bringt nichts Neues und ist uns jetzt nur dadurch charakteristisch, weil er gänzlich hoffnungslos für die Zukunft des damals achtunddreißigjährigen Leutnants ausklingt und uns zeigt, daß der Soldat niemals verzagen soll, denn schon das kommende Jahr hatte „das traurige Los, fast jeder Ausblick auf baldiges Avancement entsagen zu müssen“, so gewandelt, daß der eben ernannte Hauptmann als Generalstabschef des Boninischen Korps in Schleswig-Holstein Verwendung fand. Daß Blumenthal auf demselben Boden i. J. 1864 wieder als Generalstabschef des Prinzen Friedrich Karl sich hohe Verdienste erwarb, ist unseren Lesern bekannt. Leider scheint er ein Tagebuch in diesem Kriege nicht geführt zu haben. Erst mit Ausbruch des Krieges 1866 setzen seine Aufzeichnungen ein.

Neu ist aus dem dem Beginn der Operationen vorausgehenden Mitteilungen des Jahres 1866 zunächst die Thatsache, daß der Kronprinz sich damals nicht Blumenthal, sondern Goben als Stabschef erbeten hatte, was er ihm offen mitteilte. Wir erwähnen hierbei den nur wenig bekannten Umstand, daß dieser verdiente und später

als Führer der Nordarmee 1870 berühmt gewordene General schon nach dem Kriege 1864 zum Ersatz Moltkes ins Auge gefaßt war, falls dieser, wie es eine Zeit lang beabsichtigt wurde, ein Armeekorps erhielt. Blumenthal versprach sich sofort mit der Persönlichkeit des Kronprinzen ein vortreffliches Zusammenwirken. „Der jugendlich frische und fröhliche Sinn des Kronprinzen paßt mehr zu mir wie der Ernst des Prinzen Friedrich Karl. Leichtes Blut gehört zum Kriege“, so schreibt er damals, und er sollte sich nicht getäuscht haben, denn selten ist wohl in der Kriegsgeschichte ein gleich harmonisches Verhältnis zwischen einem Feldherrn und seinem ersten Berater gewesen, wie zwischen diesen beiden Männern, das während der Dauer zweier Feldzüge nur ein einziges Mal, und zwar sehr vorübergehend, vor Paris, getrübt worden ist.

Mit Moltke dagegen stimmte Blumenthal keineswegs immer überein. Schon am 1. Juni 1866 schreibt er in seinem Tagebuch, als eine Änderung in der Aufstellung der Armee beabsichtigt wird: „Dies fortwährende Andern der Pläne ist erschrecklich und wird alles unsicher machen. Es kommt ja gar nicht darauf an, ob es noch besser gemacht werden kann, wenn nur das, was man thut, fest und bestimmt ist. Ich fürchte, General von Moltke war sehr von anderen beeinflusst und kommt zu keinem Abschluß.“ Heute wissen wir, daß damals auch andere hohe Führer, Steinmetz und Voigts-Rhege, gegen die erste ausgebehnte Aufstellung der preussischen Armee um Sachsen und Böhmen herum glaubten, Einwendungen erheben zu müssen, aber die Moltkesche Auffassung, die auf die jeweilige politische Lage Rücksicht nehmen mußte, hat sich nicht nur nach dem siegreichen Gang der Ereignisse als die richtige erwiesen, sondern ist auch von der Theorie als solche anerkannt.

Ebenso war Blumenthal mit den für den 2. Juli, also am Tage vor der Schlacht von Königgrätz von Moltke beabsichtigten Maßnahmen nicht einverstanden. Bekanntlich hatte die Armee des Prinzen Friedrich Karl trotz des siegreichen Gefechtes bei Gitschin die Fühlung mit den zurückgehenden Österreichern verloren, da man eine solche Verwendung der Kavallerie zum Erfunden wie 1870 noch nicht kannte. Moltke nahm nicht an, daß die Österreicher den ihnen verhängnisvoll werdenden Plan, auf dem rechten Elbufer zu bleiben, fassen würden, sondern vermutete sie schon hinter der Elbe und ordnete daher Erkundungen auf beiden Elbfern an. Hierüber schreibt Blumenthal: „Das war mir doch zu stark und gab mir den Beweis, daß man im Oberkommando nicht recht wisse, was zu thun sei, und man nur durch Rekognoszierung Zeit gewinnen wolle.“ Das war nun keineswegs der Fall, sondern Moltke beabsichtigte, falls die Österreicher hinter der Elbe stünden, mit der Armee des Kronprinzen gegen ihre rechte Flanke zu operieren, ein unzweifelhaft richtiger Gedanke. Bekanntlich wurde durch die kühnen Erkundungsschritte des von der Division des Generals von Fransecky entaucten Leutnants von Heister und des vom Prinzen Friedrich Karl beauftragten Majors von Unger die Anwesenheit starker österreicher Kräfte noch vorwärts der Elbe festgestellt, die nun vereint angegriffen und in der siegreichen Schlacht von Königgrätz entscheidend geschlagen wurden. Das Blumenthalsche Urteil über Moltkes Absichten ist also auch hier nicht gerechtfertigt.



Bildnis der Miß Robinson. Nach dem Gemälde von Thomas Gainsborough.



Auch bei dem nun folgenden Vormarsch auf Wien fühlte sich Blumenthal wiederholt stark verletzt, da der kronprinzlichen Armee angeblich der Vorwurf zu langsamem Marschierens gemacht worden sei. Er schreibt darüber am 17. Juli: „Die vom General von Moltke an Mißke übergebene Disposition war ganz unverständlich in mehreren Punkten, und nachdem ich auch von Mißke gehört hatte, der General von Moltke habe sich abermals bitter darüber ausgelassen, daß wir viel zu langsam marschiert wären, da ging mir die Galle über. Das hatten wir bei unseren wirklich sehr großen Anstrengungen nicht verdient. Auch der Kronprinz war über diese ganz ungerechten und unmotivierten Vorwürfe empört und sprach davon, um seine Entlassung zu bitten; ich mußte ihn trotz meiner eigenen Aufregung noch beruhigen.“ Die Ungelegenheit wurde zunächst durch Entsendung des Generals Stosch beigelegt, lebte aber schon in den nächsten Tagen wieder auf, als am 19. Juli ein aus dem Großen Hauptquartier kommender Rittmeister von „Vorwürfen“ berichtete, „die Moltke und Podbielski wegen zu langsamem Marschierens der Zweiten Armee gemacht hatten.“ „Ich war wieder ganz aufgeregt,“ schreibt Blumenthal, „und muß auf eine Unterjuchung dringen, um solchen Anschuldigungen ein Ende zu machen.“ Der wenige Tage darauf eintretende Waffenstillstand scheint diesen Differenzen ein Ende gemacht zu haben.

Auch seiner peinlichen Briefangelegenheit erwähnt Blumenthal im Tagebuch. Ihm war das Mißgeschick zugefallen, daß ein an seine Gattin, eine geborene Engländerin, gerichteter Brief, in dem er sich sehr unmutig über den Kronprinzen und Moltke ausgelassen hatte, österreichischen Spionen in die Hände fiel und aus Wiener Zeitungen in preußische überging. Da Blumenthal in der unseren Lesern bekannten Unterredung mit Hanns von Pobeltzig auch dieses Briefes erwähnt, so werden die hier im Tagebuch darüber gegebenen Aufzeichnungen doppelt interessanter. Er sagt am 28. Juli: „Den Brief habe ich wirklich geschrieben, aber er ist falsch übersetzt (aus dem Englischen) und wesentlich verdreht. Ich machte mir nicht viel daraus, nur war es mir sehr fatal, daß darin gerade General Moltke angegriffen war, den ich so sehr verehere und den ich von allen Menschen gewiß am wenigsten kränken möchte. Unangenehm war mir's auch, daß ich mich durch den Brief geradezu lächerlich mache und wie ein eitel Narr erscheine. Dies letzte kann ich aber doch ertragen, denn eigentlich mache ich mir wirklich nichts daraus, was die Menschen von mir denken. ‚Handle recht und scheue niemand‘ ist immer mein Wahlspruch gewesen und soll es auch in Zukunft bleiben.“ Und am folgenden Tage: „Morgens wurde mir mein ominöser Brief anonym von Berlin als Ausschnitt aus einer Zeitung zugesandt. Ich hat den Kronprinzen, ihn dem König und Moltke vorzulegen. Er that dies nachmittags in Mikolsburg; ersterer lachte sehr, und Moltke wollte ihn gar nicht lesen, da er ja an meine Frau gerichtet und daher nicht für ihn bestimmt sei. Ich hatte es von ihm nicht anders erwartet, da ich weiß, welcher vollkommene Gentleman er ist.“

Daß der Kronprinz trotz dieses „ominösen Briefes“ sich nun 1870 den General von Blumenthal wieder zum Stabschef ausbat, ist ein schönes Zeichen seines edlen, über jede kleinliche Regung hoch erhabenen Sinnes, und hierfür ist ihm das deutsche Volk zu ewigem Dank verpflichtet, denn das verständnisvolle Zusammenwirken beider Männer hat auch 1870 wieder ein gut Teil zu den großen Erfolgen beigetragen.

So harmonisch dies Verhältnis aber auch wieder sich gestaltete, so gab es doch mit Moltke auch jetzt wieder manche Differenz. Zwar schreibt Blumenthal von seiner ersten Zusammenkunft mit Moltke „General von Moltke war sehr lebenswürdig und auch nicht so zugeknöpft wie sonst. Er setzte mir die allgemeine Lage sowie den Kriegsplan auseinander, mit dem ich nur vollkommen übereinstimmen kann“, aber schon am 1. August sagt er von einer Unterredung mit dem Obersten von Verdy: „Ich konnte ihm nicht verhehlen, daß ich die höchste Leitung der Operationen für sehr mangelhaft hielt, insofern der Dritten Armee über das, was sie nun thun solle, nichts gesagt wird“, und am 11. August: „Ich kann mich der Ansicht nicht verschließen, daß General von Moltke zwar in der Idee sehr schön manövriert dadurch, daß alles zusammenbleibt, aber ich glaube, daß er sich falsche Vorstellungen von dem macht, was die Truppen leisten können.“

In Bezug auf den berühmten Rechtsabmarsch der Maas- und Dritten Armee, der zur Schlacht von Sedan führte, macht Blumenthal hier im Tagebuch etwas von den in jener mehrerwähnten Unterredung gemachten Mitteilungen abweichende Angaben. Während er dort sagte: „Der Kronprinz ließ sich nicht durch den verführerischen Vorschlag, bei Paris leichte Lorbeeren zu ernten, blenden, sondern war sofort und entschieden, ganz aus eigenster Initiative, der Meinung, daß wir den Zug nach Norden mit unserer ganzen Armee mitmachen müßten“, schreibt er im Tagebuch am 26. August: „Das 1. und 2. bairische Korps erhielt den Befehl, ihnen (d. h. dem Korps der Maasarmee) unverzüglich zu folgen. Der Dritten Armee wurde es freigestellt, den Marsch auf Paris fortzusetzen, da man sich allein für stark genug hielt. Dem konnte ich nicht beistimmen, sondern sagte, wir müßten auch dabei sein und würden auf St. Ménehould abmarschieren. Es wurde genehmigt.“ Möglich bleibt es ja allerdings, daß sich dieser Ansicht hier von vornherein begegnete.

Wöllig neue, kriegsgeschichtlich wie politisch gleich wichtige Aufschlüsse gewähren uns die Tagebücher in Bezug auf die Belagerung von Paris. Bekanntlich hat die sogenannte Bombardementsfrage zu

den schärfsten Auseinandersetzungen Anlaß gegeben. Bismarck trat damals aus politischen Gründen, um einer drohenden Einmischung der neutralen Mächte zuvorzukommen, für eine möglichst frühzeitige Beschießung von Paris ein, während alle Militärs, mit Ausnahme von Roons, dagegen waren, ehe Geschütze und Munition so ausreichend herangeschafft seien, daß eine ununterbrochene Beschießung stattfinden könne. Auch glaubten sie, daß der Hunger ebenso schnell und sicherer sein Werk thun werde. Bismarck fürchtete, daß englische Einflüsse von „Humanität und Zivilisation“ durch Frauen thätig seien, um eine Beschießung entweder ganz zu verhindern oder doch möglichst spät und unzureichend eintreten zu lassen. Er glaubte diese Einflüsse bei der Kronprinzessin und der Frau Blumenthals in erster Linie suchen zu müssen und hat dem häufig zum Schaden der erlauchten Frau und zuletzt auch noch in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ Ausdruck gegeben, wo er unter anderem darüber sagt: „Die Initiative zu irgend einer Wendung in der Kriegsführung ging in der Regel nicht von dem König aus, sondern von dem Generalstabe der Armee oder des Höchstkommandierenden am Orte (nämlich in Versailles), des Kronprinzen. Daß diese Kreise englischen Auffassungen, wenn sie sich in befreundeter Form geltend machten, zugänglich waren, war menschlich natürlich: Die Kronprinzessin, die verstorbenen Frau Moltkes, die Frau des Generalstabschefs, späteren Feldmarschalls, Grafen Blumenthal, und die Frau des demnächst maßgebenden Generalstabsoffiziers von Gottberg waren sämtlich Engländerinnen“, und an anderer Stelle ebenda: „Von London wurde bei unsern maßgebenden Kreisen der Gedanke vertreten, daß die Übergabe von Paris nicht durch Geschütze, sondern nur durch Hunger herbeigeführt werden dürfe.“ Es wird hier somit der ausdrückliche Vorwurf erhoben, daß die Männer aller der genannten Frauen, also der Kronprinz, Moltke, Blumenthal und Gottberg sich durch ihre Frauen und nicht durch militärische Erwägungen in dieser Frage hätten beeinflussen lassen. Wahrlich ein schwerwiegender Vorwurf, der bereits dem Andenken der edlen Kaiserin Friedrich und ihres Gemahls viel geschadet hat. Es muß daher als ein besonderes Verdienst dieser Tagebuchaufzeichnungen gelten, daß sie diese Legende endgültig zerstören. Daß der Einfluß der seit zwei Jahren im Grabe ruhenden Frau von Moltke sich nicht mehr geltend machen konnte, wird wohl von jedem zugegeben werden. Moltke hat in seinen Erwägungen wahrlich niemals englischen Einflüssen von „Humanität und Zivilisation“ nachgegeben. Der Kronprinz aber, der zunächst wie alle Militärs, gegen eine Beschießung war, trat später sogar dafür ein, also der beste Beweis, daß seine Gemahlin ihn nicht beeinflusste, denn am 21. November schreibt Blumenthal: „Ich kann es sehen, daß auch bereits der Kronprinz bearbeitet ist und es gern sehen würde, wenn ich eine fährnisfähige Beschießung von Paris gestatten wollte. Ich kann mich zu einem solchen Unsinn nicht hergeben und werde lieber mein Kommando niederlegen, ehe ich mich auf solche Kindereien einlasse. Wird einmal angefangen zu schießen, so darf auch keinen Augenblick pausiert werden. Ein einmal angefangenes Werk muß durchgeführt werden, sonst blamiert man sich vor der ganzen Welt; wenn nur irgend ein Zweck der Beschießung abzusehen wäre, so wollte ich nichts sagen, aber wenn man glaubt, die Franzosen durch den bloßen Knall und ein paar in die Vorkäbte geworfene Granaten zur Übergabe zu zwingen, so gibt man sich wirklich kindischen Illusionen hin und unterschätzt die Franzosen gründlich.“

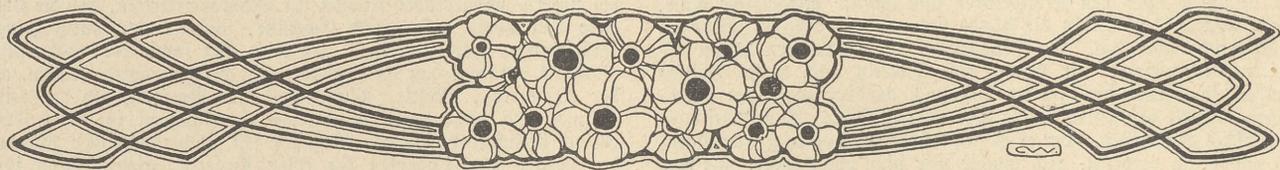
Über den gleichen Gegenstand äußert er sich am 12. Dezember: „Sie scheinen zu glauben, daß die Kronprinzessin und die Königin mich bearbeitet haben, Paris nicht bombardieren zu lassen. Es ist wirklich wunderbar, daß die Menschen nie die nackte Wahrheit sehen und verstehen wollen. Daß Sachkenntnis und Vernunft mich abhalten, für ein kindisches, zweckloses Bombardement zu sein, das scheinen sie, so wie die mir zu Gesicht gekommene Börsezeitung, nicht für möglich zu halten, es muß durchaus weiblicher Einfluß dahinter stecken. Die Leute kennen mich wirklich wenig, und wenn ich auch wirklich zuweilen fremden Einflüssen zugänglich sein mag, so sind es doch nicht Damen, die meine Meinung oder Handlungsweise so leicht leiten könnten.“ Wie offen auch der Kronprinz mit Blumenthal darüber sprach, zeigt folgende Stelle vom 14. Dezember: „Morgens kam der Kronprinz in mein Zimmer und erzählte mir, er habe einen Brief von der Kronprinzessin, wonach in Berlin die größte Aufregung gegen sie und die Königin sei, weil man glaubte, daß beide auf Veranlassung der Königin von England das sogenannte Bombardement hintertrieben; ich bin überzeugt, daß dies eine tiefangelegte Intrigue ist.“ Schließlich konnten Blumenthal ähnliche Äußerungen geradezu zur Wut reizen; so sagt er am 4. Januar: „Weim Diner war Prinz Walbert, der mir nun auch sagte, es hiesse allgemein, ich wollte nicht schießen, und deutete dabei auf Einfluß der Kronprinzessin. Das brachte mich förmlich in Wut, und erklärte ich ihm, wer ihn das gefagt habe, der wäre ein Lügner, er möchte es ihm wieder sagen.“

Daß aber bei Blumenthal nur die eben angedeuteten militärischen Erwägungen und keine Rücksichten auf englische Humanitätsgedanken entsprachen, zeigen daneben zahlreiche andere Stellen in seinen Tagebüchern, wo er seinem Grimm gegen die Franzosen und insbesondere die Pariser Luft macht. Schon am 12. September schreibt er: „Es beunruhigt mich etwas, daß die französischen Zeitungen anfangen, von Frieden zu sprechen; ich hoffe, man wird sich bei uns nicht täuschen lassen und auf Unterhandlungen eingehen. Zuerst muß der Feind ganz vernichtet und unter unseren Füßen sein, sonst bekommen wir nie Ruhe. Wir dürfen nicht wie vor Wien

stehen bleiben. Wir müssen nach Paris hinein und einen siegreichen Einzug halten und wenn die ganze Stadt unterminiert wäre. Es fehlt uns Blicher mit seinem Franzosenhaß." Das sieht doch wahrlich nicht nach falscher Humanität aus, und diese Anschauung beherrscht die ganzen Aufzeichnungen bis zum Friedensschluß. Noch am 24. Februar, schon während der Friedensunterhandlungen, schreibt er, als sich die Nachricht verbreitet, Metz solle den Franzosen verbleiben: „Dies Aufgeben von Metz kommt mir wie eine Niederlage vor und wird einen schrecklichen Sturm in Deutschland erregen; ich kann es noch gar nicht glauben, daß alles Blut vor Metz umsonst geflossen sein soll. — Der niedergeworfene Feind muß so bleiben, daß er sich in hundert Jahren nicht wieder erheben kann; es müssen ihm Fesseln angelegt werden, die ihn verhindern, so bald an eine Revanche zu denken." Wenige Tage darauf kann er denn allerdings seiner Freude Ausdruck geben, daß nun doch alles, was er wünscht, erreicht ist.

Die Stimmung Blumenthals ist während dieser Zeit vor Paris infolge der vielen Widerwärtigkeiten außerordentlich gereizt, und es ist auch hier ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst des Kronprinzen, immer aufs neue beruhigend und vermittelnd gewirkt zu haben. So schreibt Blumenthal am 4. Januar: „Versailles ist jetzt ein großer Kaffeeklatsch; nur ein bißchen schlimmer und folgeschwerer.“ Über den Kronprinzen aber heißt es in dieser Zeit: „Am besten sind noch die Abende nach dem Diner, wo man wenigstens in höchst un-

gezwungener Weise seine Gedanken austauschen kann. Der Kronprinz raucht dann seine kurze Pfeife, ist immer freundlich, liebenswürdig und gesprächig, ohne irgend jemand Zwang aufzulegen. Man fühlt, daß dabei jedem wohl und behaglich ist. Die sogenannten Heilmeyer und Schwarzzeher werden nicht geduldet und durch einige gute Witze zum Schweigen gebracht.“ So tritt auch in diesen Tagebuchblättern überall leuchtend die Gestalt des edlen Fürsten hervor, aber wie eine Ahnung seines späteren so tragischen Geschicks klingt es schon leise in den Worten, die Blumenthal am 17. Februar 1871, dem Tage vor der Kaiserproklamation, schreibt: „Wie es scheint, kann sich der König noch gar nicht darein finden, morgen zum Kaiser proklamiert zu werden. Das Scheiden vom liebgewordenen Königtum seiner Väter wird ihm sehr schwer; ich kann dies ganz verstehen und mitfühlen. Bei dem jungen Kronprinzen ist dies natürlicherweise anders; er verliert nichts, sondern gewinnt nur — aber vielleicht eine Dornenkrone!“ Und als der unvergeßliche Fürst im Schlosse zu Charlottenburg die Dornenkrone wirklich trug, da war eine seiner ersten Regierungshandlungen die Verleihung der Feldmarschallwürde an seinen „Berater während der entscheidungsreichen, großen Feldzüge der letzten Jahrzehnte, als ein Zeichen seiner unauslöschlichen Dankbarkeit.“ Mit der Wiedergabe dieser den Kaiser wie seinen Diener gleich hoch ehrenden Urkunde schließt der inhaltreiche Band dieser Aufzeichnungen.



Einer unserer Talentiertesten.

Von Marie Scotta.

Seine Toilette nahm an und für sich nicht viel Zeit in Anspruch. In der ganzen Dachkammer war kein Spiegel vorhanden, aber Erlacher brauchte auch keinen. Er wußte genau, wie er die wenigen langen, weißen Haare zu legen, wie er das rote Tuch um den Hals zu schlingen hatte. Dann den breitkrempigen, verschossenen Hut aufgestülpt, den langen schwarzen Havelock umgeworfen, und es war geschehen. Eigentlich war ihm der Mantel zu warm, aber er wußte, daß gerade dieser ihn, wegen des malerischen Faltenwurfes, als Modell beliebt machte.

Trotz dieser Einfachheit wollte es heute nur langsam gehen — der Mantel kam ihm zentnerschwer vor beim Umnehmen, und als er die große Hornbrille vor die hellblauen, halb blinden Augen schob, zitterten seine Hände so, daß er mit den Gestellenden erst mitten in den Ohren und dann irgendwo am Hinterkopf landete.

Aber endlich war er fertig und ging. Er hielt sich am Treppengeländer fest und tastete ein wenig mit den Füßen. Draußen wo es hell war, ging er strammer.

Er hatte nicht viel Appetit zum Frühstück, und das war gut, denn seine Taschen brachten nur einige Nickelstücke hervor. Er ließ sich im Speisehaus eine Tasse Kaffee geben, und dann fand er, daß er sie nicht trinken konnte. — Die klare Herbstluft that ihm wohl, als er wieder auf der Straße war. Er mußte sich auch ein wenig eilen, denn es war spät. Er konnte sich ja noch erinnern, wie unangenehm es ist, wenn das Modell zu spät kommt. Damals, als er selbst ein Schüleratelier gehabt, hatte er ein unpünktliches Modell rasch entlassen — man findet leicht Ersatz. — Bei diesem Gedanken beschleunigte er die Schritte so gut es ging; die letzten Wochen, in denen er keine Beschäftigung gehabt, standen ihm noch wie ein Gespenst vor Augen.

Die trugen auch wohl die Schuld daran, daß es ihm heute so schwach zu Mute war. Nur einen Augenblick blieb er stehen — da, wo er jeden Morgen stehen blieb. Vor dem Auslagefenster der großen Kunsthandlung an der Ecke. Das war er so gewöhnt von früher her. Damals hatte er hineingespäht, um zu sehen, ob eine jener farbenweichen, stimmungsvollen Landschaften, mit einem kräftigen F. Erlacher in einer Ecke gezeichnet, zum Verkauf ausgestellt sei.

Jetzt schaute er ohne Zweck hinein, aus Gewohnheit. Denn er konnte ja kaum unterscheiden, was er drinnen sah.

Das Vorüberjurren der elektrischen Bahnen, das Räderrollen und das Trabten der Pferde vor den Wagen, die bunte Bewegung der Passanten, die gleißende Sonne griffen ihn an, so daß ihn schwindelte, als er das Atelier betrat. Die zwanzig Köpfe, die sich nach ihm drehten und die vierzig Augen, die ihn anschaute, schienen ihm riesengroß.

Er taumelte auf die Erhöhung hinauf — fiel auf seinen Stuhl.

„Eine Viertelstunde Verspätung, Erlacher,“ sagte der Professor, ohne von der Leinwand aufzuschauen, an der er beschäftigt war, „das darf nicht wieder vorkommen.“

„Zu lustig gelebt gestern nacht, Alter, — was?“ flüsterte ihm der junge Mann zu, der dem Podium zunächst saß.

Es war ihm alles ganz einerlei, sonst hätte er vielleicht gelacht. Er hätte eine humoristische Seite an der Vermutung gefunden, daß er die Nacht durchschwärmt habe. —

Als ihm nach einer Weile alles wieder klar wurde, fand er das gewöhnliche Thun und Treiben des Ateliers um sich — den Wald von Staffeleien, die Unruhe der sich beständig hebenden und senkenden Augen, der kaum hörbare hölzerne Ton der sich berührenden Pinsel, hie und da das dumpfe Aufschlagen einer Tube, die man in den Malkasten zurückwirft, hie und da die Bewegung eines Fußes.

Er fand, daß er selbst regungslos darsaß und der Mantel ganz besonders schöne Falten warf. — Allmählich wurde es noch klarer in seinem Kopf — so klar, wie es seit lange nicht gewesen. Er dachte darüber nach, wie er wohl diese Gestalt auf dem Modellstuhl gemalt, wie er sie aufgefaßt hätte. —

„Bah — so was hätte ich überhaupt nicht gemalt,“ sagte er verächtlich.

„Erlacher ist einer unserer talentiertesten Landschaftler,“ hatte immer in den Kritiken gestanden — mit Genre hatte er sich wenig abgegeben, und zum Porträt hatte er kein Talent gehabt.

Landschaft — bei dem Worte war es gerade, als ob sich etwas in ihm dehne — weiter werde. Etwas Lebendiges trat ihm gegenüber — etwas Altbekanntes, Vertrautes, Ge-

liebes — etwas, mit dem er sich zusammengehörig fühlte. — „Pause!“ sagte ein Mädchen, deren Uhr an ihrer Staffelei hing.

Eine allgemeine Bewegung entstand. Man stand auf, richtete sich stramm empor, fuhr sich über die Augen. Die meisten betrachteten ihre Arbeit, blinzelten, neigten den Kopf von einer Seite zur anderen. Auf den Gesichtern traten die verschiedensten Empfindungen scharf zu Tage. Ein Mädchen wurde blaß, während sie auf ihre Leinwand schaute, und ihre Augen wurden dunkel vor Hoffnungslosigkeit, eine andere warf keinen Blick auf ihr Bild, zog gleich eine Schachtel aus der Tasche und fing an, Bonbons zu knabbern.

Erlacher richtete sich langsam auf — seine Glieder waren steif.

Einige der Schüler und Schülerinnen kamen auf ihn zu.

„Nun, amico mio,“ sagte einer, der im Winter nach Italien wollte und daher ein Gemisch von Deutsch und Italienisch sprach, „come sta? Wie geht es Ihnen?“

„Ach, wir wissen ja, wie's ihm geht,“ sagte der andere, der vorhin schon mit dem Modell gesprochen, „wir haben auch schon Kazenjammer gehabt. Ein wenig grünlich zu Mut, Alter, wie?“ Erlacher antwortete nicht.

„Er sieht unheimlich aus,“ flüsterte eine Blonde.

„Herr — Erlacher,“ sagte ein junges Ding und kam schüchtern zu ihm heran, „müssen Sie die Brille tragen? Wir — wir möchten Sie — eigentlich lieber ohne dieselbe malen —“

Erlacher lachte. Es klang rauh und freudlos.

„Zur Verschönerung trage ich sie nicht,“ sagte er. „Und wenn ich sie nicht zu tragen brauchte, glauben Sie, ich säße hier, um mich von Ihren ungeschickten Händen auf die Leinwand flecken zu lassen?“

Er hatte sich jäh nach vorn gebeugt und starrte zornig auf die Umstehenden. Sie wichen etwas zurück.

„Er war ja selbst Maler,“ sagte jemand leise. Aber er hatte es gehört.

„Ja — er war selbst Maler,“ sagte er und lachte wieder — „er war — selbst — Maler — und jetzt ist er — Modell — und fast blind — und — ein Lump —“

„Nun — das sind wir Künstler ja öfters,“ sagte einer mit einem Versuch, zu scherzen. Aber niemand griff den Scherz auf. Erlacher war in sich zusammengesunken und stierte zu Boden. Die anderen waren scheu zur Seite getreten.

Der Professor kam herein, ging von Staffelei zu Staffelei, prüfte, tadelte, lobte.

„Die Pause ist zu Ende,“ sagte er und trat zu Erlacher.

„Bitte — so!“ sagte er und gab ihm die gewünschte Stellung.

Glücklicherweise konnte der Alte sich dabei bequem zurücklehnen, denn er fühlte sich seltsam müde. Dabei arbeitete sein Kopf mit Denken, mit Erinnern —

Er dachte an Dinge, die er sonst längst vergessen.

Und Bilder zogen beständig wechselnd an seinen Augen vorüber — Farben, Lichter. Er sah aus blaueindämmenden Bergen einen blaßgoldnen Vollmond aufsteigen, über den rosa Wolkenschleier flogen —

Er sah kupfergleißende Berge sich in stillem Wasser spiegeln und schimmerndes braunes Vieh bis zu den Knöcheln in blaßblaue Herbstzeitlosen stehen. Er sah weite Täler, in denen weißer Nebel im Mondschein braute, Wälder, durch die der goldengrüne Frühling flutete weite Strecken blühenden Heidekrauts, auf dem die Sonne lag, aufgerissene braunrote Erde, ernstgraue Kiefernwaldungen, durch die der rote Abend glühte.

Und wie er dies alles sah, riß ihm eine gewaltige Sehnsucht jäh am Herzen — wuchs — that ihm weh —

Er vergaß die Gegenwart und ihre Thatfachen — nur eines Dinges wurde er sich scharf deutlich bewußt: er mußte eines dieser Bilder malen, die sich ihm an die Seele drängten, er mußte Pinsel und Palette noch einmal in der Hand halten, Farben mischen, etwas auf der leeren Leinwand ent-

stehen sehen. Es stand ihm unumstößlich fest, daß er es thun mußte — über das Wie war er sich nicht klar. Er besaß ja nichts mehr — nicht einen einzigen Pinsel.

Aber das war einerlei, er dachte nicht daran. All seine Gedanken und Fähigkeiten waren auf das Bild gerichtet, das er eben vor seinem Geiste entstehen sah — mit seinem ganzen Sein erfaßte er es — verlor sich darin, so daß er nicht mehr wußte, was Wirklichkeit war, was Vorstellung —

Jene weiße Mondnacht sah er vor sich — um sich herum. — Er ging über taufnirschedes, flimmerndes Gras und fühlte, wie es ihn durchnähte — er sah den ziehenden, schimmernden Nebel, buntfarbig, sah den Mond in einem tiefen Himmel schiffen. Das stille, dunkle Haus sah er, in dessen schlafenden Fenstern verstreute Lichter irrten und die hohen Baumgruppen, die sich zuweilen dunkel zwischen ihn und den Mond schoben. Das tanzende Blitzen und Funkeln des Baches blendete ihn. Er schaute nach der anderen Seite, wo der Wald bergan stieg und sich in weichen, vollen Linien an den Himmel zu schmiegen schien. Lange, dunkle Schatten fielen über die weiße Wiese.

Erlacher schrak empor. Um ihn herum war Lärm und Bewegung — die Sitzung war zu Ende. Man räumte auf, zog sich an. Er erhob sich instinktiv, ohne recht zu wissen, was er that. Der forschende, scharfe Blick aus mehreren Augenpaaren brachte ihn etwas zu sich — er nahm sich unwillkürlich zusammen, stieg mühsam vom Podium herunter und ging der Thür zu.

Er kam an einer Staffelei vorbei, auf der eine noch ungebrauchte Leinwand stand — daneben in schönster Ordnung der Malkasten mit allem Nötigen.

Es durchfuhr ihn wie ein Schlag. Er wußte plötzlich, was er zu thun hatte.

Er fand sich mit einemmal hinter dem Vorhang, der in einer Ecke die Damengarderobe abschloß. Dabei ging es ihm wie von fern durch die Gedanken, daß Schlaueit doch sonst nie zu seinen Eigenschaften gezählt hatte.

Er hörte die Tritte, die sich auf dem Gang entfernten — das Atelier war leer. Er blieb in seinem Versteck, denn er wußte, daß der Atelierdiener in einigen Minuten bis zum Nachmittag die Thüre abschließen werde. Wirklich hörte er gleich darauf den Schlüssel knirschen.

Schwer atmend kam er hervor, warf den Mantel ab, der zu Boden glitt.

Die leere Leinwand befand sich am anderen Ende des Raumes — er stolperte im Vorübergehen über die Stufen des Podiums.

Dann hielt er die Palette in den zitternden Händen, riß den Malkasten auf und wühlte unter den Tuben. Er sog begierig den Geruch von Terpentin und Ölfarbe ein.

Sobald er die Augen schloß, wuchs das Bild wieder um ihn empor.

Er setzte Farben auf. Er glaubte sie so zu sehen, wie sie lebendig in ihm waren.

Als er mit dem Pinsel die Leinwand berührte, kam ein trockenes Schluchzen aus seiner Kehle.

Er malte — malte —

Bald schwamm ein roter Mond in einem grünen Himmel und das Dach des stillen Hauses saß oben in den höchsten Baumwipfeln. Seine Hände wurden schwer und er konnte sie kaum mehr heben. Manchmal saß er minutenlang regungslos, starrte auf die Leinwand und glaubte zu malen.

Dann ging er wieder durch die Mondnacht — weiter — weiter. Er fror. Der Nebel wurde rot — legte sich dicht um ihn — nahm ihm den Atem. Der Bach gurgelte nicht mehr über glitzernde Steine, sondern schwoll an — wurde riesengroß — wälzte sich ihm entgegen. —

Er brach stöhnend zusammen — fiel nach vorne — sein Kopf stieß gegen die Leinwand. Die frischen Farben klebten an den langen, weißen Haaren. Der zinnberrote Mond — die kobaltblauen Bäume —

Er malte sein letztes Bild nicht zu Ende. —

Die Einigungsbestrebungen in den evangelischen Kirchen Deutschlands.

Von D. Leopold Witte.

Zur Feier des dreihundertjährigen Geburtstages seines Ahnen, des Herzogs Ernst des Frommen von Gotha, ist bekanntlich Kaiser Wilhelm am zweiten Weihnachtsfeiertage des vorigen Jahres in Schloß Friedenstein, das Herzog Ernst einst nach dem Dreißigjährigen Kriege an Stelle der alten Feste Grimmenstein in seiner Residenz errichtete, erschienen und hat dort im Kreise erlauchter Gäste und Herren eine Ansprache gehalten, deren Inhalt zur Zeit die gesamte deutsche Presse beschäftigt und die abenteuerlichsten Auslegungen gefunden hat.

Es ist wohl angezeigt, die Leser des Daheim etwas eingehender in die großen geistigen Zusammenhänge einzuführen, aus denen heraus erst die allerdings hochbedeutende Kaiserrede verstanden werden kann.

Der gegenwärtige Regent des Herzogtums Coburg-Gotha, der Erbprinz von Hohenlohe-Langenburg, im Thronsaal des Friedensteins neben seinem Mündel, dem Herzog Carl Eduard, stehend, zu dessen Rechten der Kaiser Stellung genommen, hatte in der Festversammlung mit begeistertsten Worten die geschichtliche Bedeutung Ernst des Frommen für sein Land und für das gesamte Deutsche Reich geschildert. Nachdem des Herzogs unvergängliche Verdienste für die Volksbildung auf allen Stufen derselben in das rechte Licht gestellt worden waren, ging der Regent auf die religiösen Überzeugungen des Gefeierten ein. In diesem Zusammenhange hieß es:

„Sein Glaube stand zu fest, als daß er gefürchtet hätte, die Grundwahrheiten des Christentums könnten durch wissenschaftliche Aufklärung erschüttert werden. Auch war er in religiösen Fragen viel weitherziger als die meisten seiner evangelischen Zeitgenossen. Während diese vielfach in gehässigerem Gezänk um einzelne Dogmen der Gemeinschaft unter einander widerstrebten, war sein heller Blick auf ein hohes Ziel gerichtet: auf einen Bund aller evangelischen Kirchen, der sich nach außen hin zu einer starken Einheit gestaltete, während im Inneren mit Bezug auf Lehre, kirchliche Gebräuche und Einrichtungen jedem einzelnen Gliede volle Freiheit gewahrt bliebe. Seinen eigenen Sohn entsandte er an zahlreiche protestantische Höfe auch außerhalb Deutschlands, um in dieser Richtung ein gemeinsames Vorgehen der Fürsten herbeizuführen. Damals,“ so fuhr der Erbprinz fort, „sind die Bemühungen des edlen Herzogs gescheitert. Allzu heftig waren die religiösen Streitigkeiten jener geschichtlichen Epoche, allzu groß die politische Zerrissenheit Deutschlands. Aber was Ernst der Fromme vergeblich erstrebt, sollte das für alle Zeiten unmöglich sein? Die politische Zerrissenheit ist, Gott sei Dank, der Einheit gewichen. Daß eine solche Einheit, ohne an Kraft einzubüßen, der Stammeigentümlichkeit aller einzelnen Teile volle Bewegungsfreiheit lassen kann, sehen wir an unserem Deutschen Reiche; so wollte es die geschichtliche Entwicklung und die Eigenart unseres Volkes. Dieser Entwicklung entspricht es, daß die evangelische Kirche dem tiefen Wissensdrange der Germanen Rechnung trägt, die Ergebnisse redlichen, wissenschaftlichen Forschens nicht scheut und den verschiedenen Bekenntnissen in ihrer Mitte freien Spielraum läßt. Aber gleich wie das Reich den einzelnen Staaten ihre Souveränität belassen hat und sie mit starkem Arme schützt, so würde es für die Freiheit der einzelnen Glieder des deutschen Protestantismus nicht eine Gefahr, sondern eine Sicherung und Kräftigung bedeuten, wenn sie sich zusammenschließen, zur Wahrung der hohen Güter, die ihnen allen gemeinsam sind, nicht zu Angriff und Kampf, sondern zu friedlichem, gemeinsamem Wirken. Dies war das Ziel des vorausschauenden Herzogs. Mit solchem Ziele greift sein Geist als lebendige Wirkung hinein in unsere Zeit. Schon ist in vielen Teilen unseres Vaterlandes der Wunsch nach Erreichung jenes ersehnten Zieles laut geworden. Mir ist, als ertönte heute über die Jahrhunderte hinweg die zur Einigung mahnende Stimme Ernst des Frommen an seine deutschen Glaubensgenossen. In welchem deutschen Gau könnte wohl diese

Stimme freudigeren Wiederhall erwecken, als in unserem schönen Thüringen, das uns einen Luther geschenkt, in dem Friedrich der Weise geherrscht, aus dem der große Sebastian Bach hervorgegangen, wo Ernst der Fromme in väterlicher Treue die Geschicke seines Volkes gelenkt hat!“

Das sind die schönen Worte, an welche Kaiser Wilhelm anknüpfte, als er in seiner Erwiderung das nachfolgende wichtige Bekenntnis aussprach: „Die Anregung, die Du uns heute gegeben hast, entspricht Gedanken, die auch Mich schon lange bewegen. Wenn Ich nicht damit hervorgetreten bin, so liegt der Grund nur darin, daß Ich fern davon bin, auch nur in Wünschen und Hoffnungen der Selbständigkeit Anderer zu nahe zu treten. Daß aber ein hohes Ziel Meines Lebens eine Einigung der evangelischen Kirchen Deutschlands in den von Dir gedachten Grenzen wäre, brauche ich nicht zu betonen. Ich meine, daß wir auch ein Bild dafür finden können. Wie der uns gesandte Gottessohn und Heiland das Wort gebraucht hat und der Einzige auf Erden gewesen ist, der es gebrauchen konnte: ‚Ich bin der Weinstock, und Ihr seid die Reben‘, so können wir, jeder Einzelne von uns, sich als selbständige Rebe an dem Weinstock entwickeln und, so Gott will, dereinst gemeinsam Frucht bringen. In diesem Geiste unserer Väter wollen wir walten. Möchte von diesem Tage ein Strom des Segens über das ganze deutsche Volk und seine Fürsten ausgehen!“

So gestaltete sich der unmittelbare Anlaß, der die vielbesprochenen Kaiserworte hervorgerufen hat. Es versteht sich von selbst, daß es sich hier nicht um eine plötzliche Extemporation des Kaisers gehandelt haben kann. Der große Akt ist zweifellos reiflich vorher erwogen und zwischen Gotha und Berlin in seinen Grundzügen festgestellt worden.

Aber freilich, was hat die Tagespresse, zumal die durch den Vorfall schwer beunruhigte ultramontane, aus diesem Kaiserprogramm gemacht! Die „Schlesische Volkszeitung“ brachte einen Leitartikel unter der Überschrift: „Eine protestantische Reichskirche?“ „Bei ihrer inneren Zersahrenheit,“ so heißt es in demselben, „suchen die jetzigen Protestanten ihr Einigungsmoment im Gegenfuge zu Rom, in der Bekämpfung des Katholizismus. Vielleicht müßte man von einer protestantischen Reichskirche auch bald sagen: Sie wird ihre Einigkeit in einem neuen Kulturkampf finden, — oder sie wird in Zwietracht zerfallen!“ Die „Ablnische Volkszeitung“ überschrieb einen ihrer Leitartikel über die „Gothaer Unionsfrage“: „Ein deutsch-evangelischer Bundesrat?“ Sie befürchtet von der Ausführung des Gedankens eine unerhörte Beschränkung auch der staatlichen Selbständigkeit der Partikularmächte Deutschlands: „Hätte der König von Preußen das Recht, in allen Bundesstaaten die Kirchenbehörden und Pastoren zu ernennen, so würde das einen so gewaltigen Machtzuwachs bedeuten, daß schwerlich irgend ein Einzelstaat darauf eingehen würde.“ Als ob in den zu Gotha ausgetauschten Reden auch nur ein Wort darauf hindeutete, daß solche Ziele erstrebt werden sollten! Aber auch in den nichtultramontanen Zeitungen bekundet sich zumeist eine erschreckende Unfähigkeit, die Tragweite der Gothaer Zeugnisse zu ermessen. Man hat eben in vielen Kreisen keine Ahnung von den treibenden Mächten, die seit Jahrzehnten die Herzen von zahlreichen evangelischen Deutschen bewegt haben und die nunmehr von entscheidender Stelle in erfreulicher Klarheit zum Ausdruck gebracht worden sind.

Schon in der Zeit der Reformation machte sich das Bedürfnis geltend, die evangelischen Stände und Territorialkirchen in einer gemeinsamen Vertretung zusammenzufassen. Der Schmalkalbener Bund von 1531 zur Verteidigung des Evangeliums war ein erster Versuch auf diesem Gebiete. Auf den Reichstagen des XVI. Jahrhunderts legten die evangelischen Stände ihre Beschlüsse gemeinsam dem Kaiser vor. Mit ihnen als einer Gesamtheit schloß Karl V. den Nürn-



Das Gänsemädchen in Straßburg. Brunnenfigur von Albert Schulz.

berger Religionsfrieden. Aber erst nach dem Dreißigjährigen Kriege kam es 1653 zur Einrichtung einer ständigen Institution, welche die „Augsburgischen Konfessionsverwandten“ in Deutschland als staatsrechtlich anerkanntes „Corpus evangelicorum“ dem Kaiser, den katholischen Ständen und auswärtigen Souveränen gegenüber vertrat. Das Direktorium führte Kurfürsten, und zwar auch nachdem August der Starke zur römischen Kirche übergetreten war. Sein Gesandter, der allerdings seine Weisungen nur von dem lutherischen Geheimratskollegium in Dresden zu empfangen hatte, blieb an der Spitze der Körperschaft, bis dieselbe mit dem gesamten Reichstage und dem Reiche selbst durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 ihr Ende fand.

Die Zeit der religiösen Erwekungen in beiden Kirchen Deutschlands, der evangelischen und der katholischen, zufolge der napoleonischen Heimfuchung und des Geisteraufschwungs in den Befreiungskriegen ließ das Verlangen nach einem engeren Zusammenschluß des deutschen Protestantismus mehr in den Hintergrund treten. Aber sobald die Erstarkung der römischen Kurie, unter der verborgenen Führung des wiederhergestellten Jesuitenordens, sich wieder fühlbarer machte und die Vereinzelung der evangelischen Landeskirchen die Gelähmtheit der Widerstandskraft auf Seiten des Protestantismus eindrücklich offenbarte, wachte das Bedürfnis nach einem organischen Zusammenschlusse wieder auf. Vereinzelte Stimmen in der Presse gaben ihm Ausdruck. Aber auch auf den Thronen machte es sich geltend. Es soll unvergessen bleiben, daß ein lutherischer Fürst Süddeutschlands die Initiative ergriff und mit dem landesherrlichen Vertreter der größten unierten Kirche Norddeutschlands in Verbindung trat, um das erwünschte Ziel zu erreichen. König Wilhelm von Württemberg sandte im Jahre 1845 eine Denkschrift an König Friedrich Wilhelm IV., in welcher die preußische Regierung aufgefordert wurde, zur Bildung eines neuen Corpus evangelicorum am Bundestage die Hand zu bieten. Wenn dieser Vorschlag auch abgelehnt wurde, so traten doch zufolge desselben schon im Jahre 1846 Abgesandte der deutschen evangelischen Kirchenregierungen in Berlin zu einer freien „Evangelischen Konferenz“ zusammen, aus deren Verhandlungen nach mancherlei erfahrenen Hemmnissen schließlich doch 1852 die erste, noch bestehende, wenn auch immerhin recht lose Vereinigung der deutschen evangelischen Kirchen in der „Eisenacher Kirchen-Konferenz“ hervorging.

Doch schon vorher waren Stimmen laut geworden, welche nach einem Zusammenschlusse auf breiterer Grundlage verlangten. Die Revolutionsstürme des Jahres 1848 weckten aller Orten in Deutschland die schlummernden Kräfte zur Neubebung der Kirche. In Wittenberg trat der erste evangelische Kirchentag, eine freie Versammlung ernster evangelischer Christen, zusammen. Den Hauptgegenstand der Beratungen bildete die Gründung eines deutschen evangelischen Kirchenbundes. Derselbe sollte nicht eine Nationalkirche, nicht eine Kirchenunion, sondern eine kirchliche Konföderation bedeuten. Auf dem Grunde der reformatorischen Bekenntnisse stehend, beließ der geplante Kirchenbund den zu ihm gehörigen Landeskirchen die Selbständigkeit in Lehre, Kultus und Verfassung; seine Aufgabe sollte sein: Darstellung der wesentlichen Einheit der evangelischen Kirche, gemeinsames Zeugnis gegen alles Anevangeltische, gegenseitiger Rat und Beistand, Vermittelung bei innerkirchlichen Streitigkeiten, Förderung christlich-sozialer Zwecke, Vereine und Anstalten, insbesondere der Inneren Mission, Wahrung und Verteidigung der Rechte und Freiheiten der Kirchen, Knüpfung und Festhaltung des Bandes mit evangelischen Kirchen des Auslandes.

Wenn auch dieser Plan nie zur Ausführung gelangt ist, so bilden doch die hier entworfenen Grundgedanken die wesentliche Basis für alle weiteren kirchlichen Einigungsbestrebungen, die im Verlaufe der Zeit an die Öffentlichkeit gelangt sind.

Die glorreiche Einigung des Reichs im deutsch-französischen Kriege ließ auch den Wunsch nach Aufhebung der

kirchlichenerspaltung mit erneuter Kraft hervorbrecchen. Die groß gedachte Oktoberversammlung vom Jahre 1871 in Berlin fand wiederum in der Idee eines deutschen evangelischen Kirchenbundes den wichtigsten und bedeutendsten Gegenstand ihrer Verhandlungen. Der aus Sachsen nach Berlin setzte Generalsuperintendent D. Brückner war der Referent des zweiten Tages. Er sprach: „Über die Gemeinschaft der evangelischen Landeskirchen im Deutschen Reiche.“ Seine Forderungen waren: 1. Anerkennung der unveränderten Augsburgischen Konfession, neben weiterer Geltung der landeskirchlichen Einzelbekenntnisse. 2. Freie Gewährung der Abendmahlsgemeinschaft in den verschiedenen Kirchen an die Genossen anderer Landeskirchen. 3. Bildung einer Kirchenkonvention aus Vertretern der Kirchenregierungen und der synodalen Körperschaften, mit jährlichem Zusammentritt, ständigem Ausschusse und der Verpflichtung der Kirchenregierung, die Beschlüsse der Konvokation der landeskirchlichen Synoden zur Annahme vorzulegen. Zur Abstimmung über das Referat ist es auf der Oktoberversammlung nicht gekommen; doch erklärten am Tage danach durch Unterschrift 563 Männer aus allen Teilen Deutschlands ihre wesentliche Zustimmung zu den dargelegten Grundgedanken und verpflichteten sich, „auf die Erreichung dieser Ziele nach ihren Kräften und in ihren Kreisen hinzuwirken“.

Seitdem ist der Gedanke einer Vereinigung der deutschen evangelischen Partikularkirchen nicht mehr zur Ruhe gekommen. Im Jahre 1890 gab Prälat Dr. Karl von Veckler seine Schrift: „Der deutsch-evangelische Kirchenbund“ heraus, in welcher er eine kirchliche Einigung des evangelischen Deutschlands als das Ergebnis der ganzen bisherigen geschichtlichen Entwicklung forderte und einen bis ins einzelne ausgearbeiteten Organisations- und Verfassungsplan für den Kirchenbund darlegte. Auf der dritten ordentlichen preußischen Generalsynode erörterte der Kirchenordentlichler Professor D. Dr. Kahl die Frage, „in welcher Rechtsform das Einheitsbedürfnis unter den deutschen evangelischen Landeskirchen seine Befriedigung finden könne“. Sein Antrag ging auf die Erweiterung der Eisenacher Kirchenkonferenz und Bildung einer Reichssynode. Die Generalsynode faßte mit überwiegender Mehrheit den Beschluß: „Den evangelischen Oberkirchenrat zu ersuchen, den schon seit dem Jahre 1870 bei den Verhandlungen der Eisenacher Kirchenkonferenz angestrebten föderativen Zusammenschluß der evangelischen Kirchenregierungen Deutschlands unter Hinzutritt von Deputierten der Landesynoden auch ferner besondere Aufmerksamkeit und freundliches Interesse zuzuwenden und in dem geeigneten Zeitpunkte die entsprechenden Maßnahmen zur Verwirklichung jenes Zusammenschlusses zu ergreifen. Die Synode erklärt dabei, daß sie von einem solchen Zusammenschlusse gedeihliche Erfolge nur dann glaubt erwarten zu können, wenn derselbe einen föderativen Charakter erhält, und demgemäß die Selbständigkeit der einzelnen Landeskirchen in Gesetzgebung und Verwaltung gewahrt wird, insbesondere der Bekenntnisstand der Landeskirchen unangetastet bleibt.“

Es ist wesentlich das Verdienst des Evangelischen Bundes gewesen, daß die Angelegenheit von nun an im Vordergrund der kirchlichen Bestrebungen blieb. Als die große Kaiserreise nach Jerusalem zur Einweihung der Erlöserkirche von handgreiflichen Erfolgen nur die Errichtung eines Heims für evangelisch-christliche Altertumswissenschaft in der heiligen Stadt zeitigte, erließ der Vorstand des Evangelischen Bundes eine Ansprache an die evangelischen Volksgenossen, die in die ernste Frage ausklang: „Fordert die Gegenwart mit ihrer zwingenden Nötigung zum Kampfe gegen Unglauben und Aberglauben nicht noch einen ganz anderen Zusammenschluß der im tiefsten Grunde auf demselben ewigen Felsen erbauten evangelischen Kirchen? Und wäre es nicht eine hohe Aufgabe, dieses Band der Einheit fester zu schließen und alles aus dem Wege zu räumen, das sie hemmt und stört?“ Daß indessen die herzliche Gemeinschaft der Vertreter aller deutschen Kirchenregierungen auf dieser Reise einen stillen, der Einigung

dienenden Einfluß ausgeübt hat, dürfte zweifellos sein. Die dort gestreute Saat beginnt zu keimen.

Im Evangelischen Bunde war es besonders der Geheime Oberschulrat Dr. v. Bamberg in Gotha, der durch Wort und Schrift für die große Sache arbeitete. Ein als Manuskript gedruckter Entwurf von ihm über „den deutsch-evangelischen Kirchenbund“ wurde in weiten Kreisen verbreitet. Eine Broschüre mit gleichem Titel erörterte die Angelegenheit vor der Öffentlichkeit. Eingehende Gutachten über den v. Bambergischen detaillierten Plan wurden erbeten, vom Geheimen Rat Kahl in Berlin, von Pfarrer Schmid in Groß-Süßen (Württemberg); Professor Beyßlag veröffentlichte einen Konferenzvortrag über „das Bedürfnis einer engeren Verbindung der deutsch-protestantischen Landeskirchen“. Im Oktober 1899 richtete endlich der Gesamtvorstand des Evangelischen Bundes an die Eisenacher Kirchenkonferenz, unter Beifügung des gesammelten Materials, eine Eingabe mit dem Ersuchen, die Frage zu erwägen, „ob und wie die deutschen evangelischen Landeskirchen enger mit einander verbunden werden könnten, um ihre gemeinsamen Interessen und Aufgaben wirksamer als bisher zu wahren und zu fördern“. Laut damaligem Beschluß des Gesamtvorstandes wurde diese Eingabe zugleich mit der Eisenacher Kirchenkonferenz sämtlichen deutschen Kirchenregierungen und Synoden übergeben.

Der Vorstand der Eisenacher Kirchenkonferenz lehnte es zwar aus Gründen der Geschäftsordnung ab, von sich aus der Eingabe des Evangelischen Bundes eine weitere Folge zu geben. „In voller Würdigung der hohen Bedeutung einer engeren Verbindung der deutsch-evangelischen Landeskirchen,“ so lautete es in dem Erwiderungsschreiben, „beschließt jedoch die deutsch-evangelische Kirchenkonferenz, die an sie gelangte Anregung den hohen Kirchenregierungen mit der Anheimgabe weiterer Entschließung zur Kenntnis zu bringen.“ Und nun begann das erhebende Schauspiel, daß eine Synode nach der anderen mit seltener Einmütigkeit die Sache der Kircheinigung für das evangelische Deutschland zu der ihren machte. Die im Herbst 1899 tagenden preussischen Provinzialsynoden nahmen, mit alleinigem Ausschluß der pommerschen, die ihre Kompetenz bezweifelte, fast allemal einstimmig den gleichlautenden Antrag an: „bei der Generalsynode den Antrag zu stellen, daß diese bei ihrer nächsten Tagung den Evangelischen Oberkirchenrat ersuche, eine Vereinigung der deutsch-evangelischen Landeskirchen zur Förderung der allen gemeinsamen Interessen, unbeschadet der Selbständigkeit und des Bekenntnisstandes jeder einzelnen Landeskirche, in die Wege zu leiten.“ Mit völliger Einstimmigkeit erfolgte die Annahme: auf der Synode des Königreichs Sachsen, wo Geheimer Kirchenrat D. Rietschel in Leipzig durch eine vorzügliche Schrift „über die Frage des Zusammenschlusses der deutsch-evangelischen Landeskirchen“ vorgearbeitet hatte; im Großherzogtum Sachsen; in Württemberg, dessen Synode durch ein meisterhaftes Referat des Professors Dr. Hieber in die geschichtlichen Zusammenhänge und die Bedeutung des Antrages eingeführt worden war. Überall sprachen sich die Vertreter der Kirchenregierungen mit großem Entgegenkommen über die Vorlage aus. In der Württembergischen Landesynode fiel seitens des Prälaten v. Schwarzkopf ein Wort ernsterer Be-

denken über die Schwierigkeiten, welche die Ausführung finden werde. Er sagte: „Dazu rechne ich neben anderem auch das, daß wir wenigstens für absehbare Zeit die bayerische Kirche ganz aus dem Kreise unserer Berechnung werden ausscheiden müssen; denn es ist fraglich, ob bei der schwierigen — ich will nicht sagen bedrängten — Lage, in der sich gegenwärtig die evangelische Kirche in Bayern befindet, überhaupt die Eisenacher Konferenz von dort aus noch weiter wird beschickt werden können, und es scheint mir ausgeschlossen, daß Bayern zunächst sich bei Bestrebungen nach einem engeren Zusammenschluß der evangelischen Landeskirchen Deutschlands zu beteiligen imstande sein wird.“ Und siehe da, auf der im Herbst 1901 zu Ausbach tagenden Bayerischen Generalsynode fand der Antrag einmütige Annahme: „Hohe Synode wolle, unter ausdrücklicher Voraussetzung der Wahrung des Bekenntnisstandes, der Selbständigkeit und Eigenart unserer Landeskirche, an das Königliche Oberkonsistorium die Bitte stellen: Hochdasselbe wolle für den engeren Zusammenschluß der deutschen evangelischen Landeskirchen zur Wahrung und Förderung der allen gemeinsamen Angelegenheiten, sobald hierzu geeignete Wege sich aufthun, nach Kräften und soweit möglich mithelfen.“

So haben also Prinzregent und Kaiser in Gotha mit ihren erhebenden Friedensworten nur ausgesprochen, was in der gesamten evangelischen Kirche Deutschlands seit Jahren als Wunsch und Hoffnung die Herzen bewegt. Schon 1891 sagte D. Kahl in der preussischen Generalsynode: „Es ist klar, der Geist der Einheit lebt und schwebt über den Landeskirchen. Könige haben geredet, allgemeine Kirchenversammlungen haben Beschlüsse gefaßt, Konferenzen haben getagt und tagen fortwährend, eine illustre Litteratur hat zu Herz und Verstand gesprochen, Vereine sind voller Thätigkeit, und ich muß mich fragen: doch noch immer kein Ziel?“

Nun, nach der Kaiserrede in Gotha rückt das erstrebte Ziel wohl näher. Keine „Reichskirche“, wir wiederholen es; keine „Kirchenunion“, kein „deutsch-evangelischer Bundesrat“ ist es, was man will: aber gemeinsamer Betrieb der gemeinsamen Angelegenheiten der evangelischen Landeskirchen. Professor Hieber hat in seiner Synodalrede diese gemeinsamen Angelegenheiten in folgende vier Punkte zusammengefaßt: 1. Die Vertretung der allgemeinen evangelischen Interessen hinsichtlich ihres Besitzstandes und ihrer Ehre, sei es gegenüber der römischen Kirche, gegenüber dem Staate oder gegenüber einzelnen; 2. die Pflege des evangelischen Gemeinschaftsgeistes auf allen praktischen Gebieten der Inneren Mission; 3. die Fürsorge für die einheitliche und nachhaltige Versorgung unserer Evangelischen im Ausland und 4. die Feststellung der Richtlinien für einen einheitlichen Fortschritt der landeskirchlichen Rechtsentwicklung auf den Gebieten, wo unbeschadet der Selbständigkeit der Landeskirchen gemeinsames Recht erwünscht oder notwendig ist.

Gott behüte uns nur vor stürmischen, unbesonnenen und eigenwilligen Eingriffen! Dann aber wird wachsen und sich organisch ausgestalten, was den treibenden Keimen nach überall schon sproßt und nach Vollendung begehrt: die Einigung der evangelischen Landeskirchen zu neuer Kraft und frischer Lebensbethätigung.

Winter.

Ein weißes Feld, ein stilles Feld.
Aus veilchenblauer Wolkenwand
Hob hinten, fern am Horizont,
Sich facht des Mondes roter Rand.

Und hob sich ganz heraus und stand
Bald eine runde Scheibe da,
In düst'rer Glut. Und durch das Feld
Klang einer Krähe heisres Krah.

Gespensfisch durch die Winternacht
Der große dunkle Vogel glitt,
Und unten huschte durch den Schnee
Sein schwarzer Schatten lautlos mit.

Gustav Falke.

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Bu unseren Bildern.

Unser erstes Vollbild schildert eine lustige, reichbewegte Scene aus dem italienischen Volksleben. Vor den Mauern eines hochgelegenen Apenninennestes, in dem ein Jahrmarkt mit all seinen bunten Herrlichkeiten die guten Contadini aus den Bergen und Thälern der Umgegend herbeigelockt hat, sind auf einer Wiese Schaubuden, Zelte, Osterien mit Wein und Früchten und sonstigen schönen Sachen aufgestellt, und diese malerische Scenerie mit den edelgeformten Bergzügen im Hintergrund und der kleinen Kirche ist der Schauplatz echt italienischen Volksgewühls. Ein Gewimmel fröhlicher Menschen, auf dem Rasen lagernd, plaudernd, spielend, gaffend, — alles lebendig, farbenfreudig, von der Sonne Italiens überstrahlt. Höchst lustig wirkt die Gruppe links im Vordergrund: der Dudelsackbläser mit seiner brummend-quietigen Musik und die beiden Burschen, die, in übermüthiger Lustigkeit schreiend einherantolend, sich auf den Heimweg machen. Neugierig schauen die Mädchen, die Frauen. Es ist fröhliches, bunt bewegtes Volksleben, das uns M. Barbasan-Laguereuela in seinem prächtigen, vortrefflich komponierten Bilde darbietet.

Unser zweites Bildchen von J. Tirén erzählt uns von der Not dreier Kinder, die sich auf einer Schlittensfahrt in der Schneewüste des hohen Nordens verirrt haben.

Albert Schulz, eines jungen, elsässischen Bildhauers, hübsche Brunnenfigur, das „Straßburger Gänsemädchen“, ist auf unserem dritten Bilde wiedergegeben. Das Original ist für den gotischen Brunnen des alten, jetzt ungebauten Kaufhauses in Straßburg bestimmt. Es bringt ein hübsches Motiv zur Anschauung: eine junge Wäscherin, die mit einem Korbe voll Rüben vom Markt nach Hause geht, wird von einer frechen Gans angegriffen.

Unsere Kunstbeilage bringt diesmal ein schönes Werk der englischen Bildnismalerei: es ist Thom. Gainsboroughs berühmtes Porträt der schönen Miß Robinson, auf deren edlen Zügen ein Hauch träumerischer Melancholie liegt.

Die Hahnenfußgewächse.

Wer freut sich nicht, wenn die Frühlingssonne aus den braunen Sumpfwiesen die goldgelben Sterne der Sumpfdotterblume und des Scharbockkrautes hervorlockt! Leben und Farbeglut kommen plötzlich in das kalte Einzelne — man denkt an Kellinghüseners Teller, deren leuchtendes Gold dem dämmerigen Herdraume Fröhlichkeit und Charakter gibt. Wo immer sich Angehörige der Familie der Ranunkeln zeigen, in Feld und Wald, auf der Wiese oder im Garten, sie sind willkommen als Frühlingsboten oder erfreuen durch Farbenpracht und Formensöhne unser Auge. Doch wie häufig im Leben, so geht's auch hier: hinter anmutiger oder glänzender Hülle verbirgt sich oft ein unheilbringender Kern; denn fast alle Glieder der Familie enthalten mehr oder weniger schädliche Bestandteile, sie sind Gifte für den tierischen Organismus, aber vielfach auch Heilmittel.

Da ist zunächst die Sumpfdotterblume. Alle Teile der voll entwickelten Pflanze enthalten ein ziemlich scharfes, innerlich ägend wirkendes Gift. Zwar ist man die ersten jungen Blätter als Salat und die noch geschlossenen Blütenknospen als deutsche Kapern, doch in diesen sind die geringen Mengen von schädlicher Substanz durch den Essig ausgezogen. — Alle Glieder der Sippe Ranunculus sind mehr oder weniger giftig, infolge wechselnden Gehaltes eines sehr flüchtigen Oeles und eines scharfen Bitterstoffes. Der Saft des scharfen Hahnenfußes (*Ranunculus acris*) erregt äußerlich Entzündungen und kam, innerlich genommen, den Tod verursachen. Der giftige Hahnenfuß ist noch heftiger wirkend; früher gebrauchten Bettler seinen Saft, um Mittel erregende, bösarartige Hautgeschwüre zu erzeugen, daher wurde er auch Verdreher-Hahnenfuß (*Ranunculus sceleratus*) genannt. An Wirkung ihm ähnlich ist der brennende Hahnenfuß, und den Saft der Alpen-Ranunkel benutzten die Gallier, um ihre Pfeile zu vergiften. — Nur die frischen Pflanzen sind giftig, durch Trocknen und Kochen verlieren die Ranunkeln ihre schädlichen Eigenschaften. — Der Saft des asiatischen Hahnenfußes war schon zu den Zeiten des Hippocrates ein hoch geschätztes Heilmittel gegen Fallsucht.

Auch die Anemonen sind durchaus nicht harmlos. In vorigem Frühjahr kam mir ein Fall von heftiger Gesichtsentzündung vor Augen, der dadurch verursacht war, daß das betreffende Mädchen die Wangen wiederholt in einen Strauß von Windröschen gebrüht hatte; alle Arten der Gattungen „Anemone“ und „Pulsatilla“ enthalten das giftige Anemonin, äußerlich Entzündung erregend, aber auch ein gutes Mittel gegen Gicht und Rheumatismus. — Das schwerste Geschick hier, bildet die Küchenschelle, *Anemone pulsatilla*, den Homöopathen so gut bekannt wie der Aconit. — Der frische Saft der Blätter und der Wurzeln der Küchenschelle erzeugt intensive Entzündungen, Nervenlähmungen, Tod. — Alle Arten der Waldrebe, besonders der Teufelszwirne, enthalten einen brennenden, scharfen Stoff; der Aufguß von Clematis flammula galt im Mittelalter als sicheres Mittel gegen festsartige Geschwüre.

Zu drastischen Frühjahrskuren benutzte man vor Jahrhunderten die Wurzeln und Blätter des Frühlings-Abonizröschens. — Den poetischen Namen gab Linne der Pflanze, weil nach Ovid Aphrodite die blutroten Blüten aus dem Blute des getödteten Aboniz entstehen ließ; in Mitteldeutschland heißt sie viel bezeichnender Teufelsauge, denn wer sich verleiten läßt, die Blüten spielend zu fassen, wird bald die schmerzlichen Wirkungen spüren. —

Bekannt wird der Saft von Akelei; medizinisch aktiv sind alle Glieder der Sippe „Nittersporn“. Hier hat sich der wirkende Stoff, das Delphinin, besonders in den Samenfortsätzen konzentriert. Es erzeugen Brechschluß und Brechreiz sowie Nervenzufälle, sind aber besonders wirksam zur Vertreibung von Kopparasiten; schon Plinius bezeichnet das Delphinium als *Pedicularis herba*. —

Welcher Homöopath kennt und verehrt nicht sein „Aconitum“, das Allwermitteln in Fällen, „wo man nicht weiß, wie oder wo“. Plinius erzählt, daß das „Aconitum“ von allen Giften am schnellsten töte, und Orfila beweist, daß die alkoholischen Auszüge der Pflanze im Stande sind, den Tod in kurzem Zeitraume

von der Geschichte ihrer Steine zu erzählen, dann möchte man zuhören bis Tagesanbruch. Denn die Steine haben ihre Geschichte, welche oft weit zurückreicht, sie können erzählen von Glanz und Not, von Thronen und stolzem Triumphe; die Steine haben aber auch eine Seele, so gut wie die Pflanzen, eine kalte, klare, spröde Seele, welche auf die heißblütigen Menschen hypnotisierend wirkt und sie antreibt zu Lüge und Gewaltthat, um den kalten, schönen Stein ihr eigen nennen zu dürfen.

Harte gefärbte Steine finden sich seit den ältesten Zeiten zu Schmuck verwendet. Frühe ägyptische Gräber enthalten polierte und geschliffene Edelsteine; von den Ägyptern und den Vorderasiaten lernten die Kunst des Steinpolierens die Griechen, die Etrusker und die Römer. Die Ägypter schätzten den Rubin und den Smaragd, die Griechen verwendeten am häufigsten Karneol, Chalcedon, Achat, Onyx, Saronix, Jaspis und Heliotrop — farbige Halbedelsteine, bei denen der Wert weniger im Material, als in der hochkünstlerischen Bearbeitung lag. Die Römer der Kaiserzeit verschwendeten enorme Summen für seltene und große Edelsteine, doch bevorzugten sie die farbigen Steine; der Diamant war wenig geschätzt und kaum gefannt. Er war der königliche Stein der Perser, welchen nur Mitglieder des Königshauses an der Krone tragen durften.

man verstand damals schon den Diamant zu polieren, aber erst Bezaquem von Brügge lehrte um 1450 die regelmäßige Facettirung des „Unbezwinglichen“ und erhob dadurch den Diamanten zum Schmucksteine ersten Ranges. —

Beraumt schiff für Karl den Kühnen den „Florentiner“ und den „Sancy“, welchen bei Nancy von des erchlagenen Herzogs hut ein Schweizer Soldner nahm. Für wenige Bagen wurde der Stein verkauft; König Anton von Portugal war vorübergehender Besitzer, er mußte ihn veräußern, und so kam er an den französischen Edelmann Sancy. Sancy sandte das Kleinod durch einen vertrauten Diener an Herzog Heinrich III., aber der Diener wurde unterwegs erschlagen. Vorher hatte er den Stein verschluckt, man grub den Leichnam aus und fand im Magen den Diamanten. Später waren um 1688 Jakob II. von England Besitzer, dann Ludwig XIV. und Ludwig XV., der ihn bei der Krönung trug; aus dem französischen Kronschatz entnahm ihn Napoleon I., bei Bellealliance wurde er von preußischen Soldaten erbeutet. —

Habent fata sua libelli, so auch werden nicht allein der vornehme Diamant und der nicht minder teure Rubin und die kostbaren Perlen unser Interesse erregen, — sondern auch weniger seltene Steine werden wir ausgraben ihrer Eigenart und ihrer Geschichte nachprüfen.

Notizen.

Eine Denkmünze auf die erste deutsche Nationalversammlung. Jene gerährere, unfluge Zeit von 1848 liegt weit hinter uns; wer sich objektiv über sie informieren will, möge von Schbels Wert: „Die Begründung des Deutschen Reiches“, Band I, nachlesen; Sie zeitigte eine Fülle von Flugblättern, Broschüren, Karikaturen und Denkmünzen, welche zu sammeln viel Lehrreiches und interessanter und ideell wertvoller ist als das Zusammentragen der meisten modernen Sammelobjekte. Die hier abgebildete, „Zur Erinnerung an die erste deutsche National-Versammlung zu Frankfurt a. M., eröffnet am 18. Mai 1848“ geprägte Denkmünze ist künstlerisch nicht ganz unbedeutend (die Stempel schmit der Hamburger Graveur Lorenz) und nimmt die Aufmerksamkeit in Anspruch durch die Wappen der deutschen Bundesstaaten, welche das Feld der Vorderseite umgeben. Die Germania stützt sich auf den Schild mit dem (späteren) Doppeladler des Römisch-deutschen Reiches (das Wappert des neuen Deutschen Reiches zeigt den einflügeligen Adler, wie ihn die deutschen Kaiser vor Siegenmund und die späteren deutschen Könige vor ihrer Kaiserkrönung geführt hatten), zu ihren Füßen im Abschnitt steht zwischen der Jahreszahl der Eröffnung von Frankfurt, genau darunter im Kreise das Wappen von Hamburg, zu Füßen die Adler von Österreich und Frankfurt. Die Anordnung der Wappen der übrigen Bundesstaaten erfolgte im allgemeinen nach ihrem Range und ihrer Bedeutung, doch läßt sich eine gewisse Tendenz nicht verkennen. Die Schilde von Holstein und von Schleswig sind z. B. getrennt, Holstein folgt unten auf Bremen, die Schleswiger Löwen stehen zwischen den Schilden von Mecklenburg und von Hessen. M. K.



Denkmünze von Lorenz auf die Eröffnung der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt am 18. Mai 1848. — Silber. 30 g.

hervorzubringen. — Geringe Gaben wirken besonders auf Gehirn und Nervensystem. Doch was dem gefunden Körper Gift ist, bringt dem kranken Genesend, der Eisenhut ist eines der sichersten Mittel unseres Arzneischatzes.

Wie man heute scherzhaft sagt, „der muß nach Daldorf“, so sagte der Mensch des klassischen Altertums: „Nonne vis Anticyram navigare?“ oder, „*Anticyras soi di*.“ „Willst Du nicht nach Antityra reisen?“ — Auf Antityra nämlich, einer Insel im Sinus Maliaeus, fand sich die beste Nieswurz (Helleborus niger L.), das im Altertume meist geschätzte Mittel gegen Geisteskrankheiten. — Der wirksame Stoff sitzt in den Wurzeln, welche, gepulvert, ähnlich wie das Pulver von Veratrum album, einem Herbstzeitlosgewächs, heftiges Niesen erregen.

Schließen wir mit einer Gestalt, von der bis jetzt nichts Uebles bekannt ist, mit dem lieblichen, im März blühenden Leberblümchen, es erreicht jedes Menschenauge und diente früher als Heilmittel gegen Leberleiden. M. Kirmis.

Für Edelsteinsammler.

Es gibt wirklich Leute und nicht nur in Amerika, welche Edelsteine gerade so sammeln, wie andere Durchschnittsmenschen Jagenden oder Zinn oder Streichholzschachteln. Man trifft unter dieser Specialität die bescheidensten, einfachsten, liebenswürdigsten Sammler, aber auch die feinsten und besten Kenner von Edelsteinen, denen keine Variante in der Färbung, keine Eigentümlichkeit des Schliffs, keine Schliere entgeht. Sie verstehen mit tadelloser Sicherheit ostindische, brasilianische und Kap-Diamanten zu unterscheiden, sie riechen gewissermaßen heraus, ob der Schliff alt ist und wie alt, sie kennen nicht nur die Feinheiten des Amsterdamer, des Pariser, des Hanauer Schliffs, sie erkennen aus der klugen Ausnutzung des Körpers den Meister, welcher der Masse Form und Glanz verlieh, und fangen sie erst an

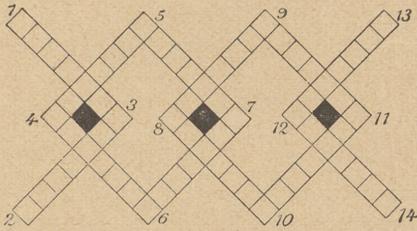
Kinder = Daheim.

1. Scherzrebus.



Die Auflösung des Scherzrebus ist ein fünfteiliges Wort.

2. Füllrätsel.



11 a, 4 b, 2 d, 10 e, 2 g, 10 i, 5 l, 2 m, 5 n, 3 o, 1 p, 5 r, 2 s, 2 t, 3 v, 1 z.

Die obigen 68 Buchstaben sind in die Felder der Figur so einzutragen, daß man 12 bekannte Wörter erhält, welche bezeichnen:
 1—3. Die Hauptstadt eines Königreichs;
 2—3. eine Stadt im südlichen Frankreich;
 4—5. eine portugiesische Insel;
 4—6. eine Göttin der Römer;
 5—7 und 6—7 je einen Staat der nordamerikanischen Union;
 8—9. eine asiatische Halbinsel;
 8—10. einen abgesandten Jünger;
 9—11. einen weiblichen Vornamen;
 10—11. ein Insekt;
 12—13. ein Königreich;
 12—14. eine Republik in Amerika.

3. Anfang und Ende.

Ein Gesellschaftsspiel.

Alle bilden mit ihren Stühlen einen Kreis. Das Spiel beginnt damit, daß irgend jemand (A) einem anderen (B) ein Taschentuch zuwirft, indem er dabei ein Sprichwort oder eine Verszeile aus einem bekannten Gedicht zitiert.

B hat genau auf die Endsilbe zu achten; denn er soll nun ein mehrteiliges Wort nennen, dessen Anfangsilbe mit der Endsilbe des Citats genau übereinstimmt. Das mehrteilige Wort darf entweder der Name eines berühmten Mannes, z. B. eines Feldherrn, Dichters, Künstlers, oder ein beliebiger geographischer Name, oder ein Baum- oder Blumenname, oder auch ein Vorname sein.

Hat A z. B. die Stelle „Doch der Segen kommt von oben“ citiert, so darf B beim

Allerlei Kurzweil.

Empfang des Taschentuchs den Namen „Benjamin“, oder „Benno“, oder „Bengalen“ nennen. Weiß B kein passendes Wort, so sagt er zu A: „Ich bitte um Erklärung.“ Vermag A ebenfalls kein richtiges Wort zu nennen, so gibt er ein Pfand. Andernfalls hat B ein Pfand verwirkt.

Hat B ein richtiges Wort genannt, resp. ein Pfand gegeben, so citiert er nun irgend eine Dichterstelle oder ein Sprichwort und wirft das Taschentuch einem der anderen zu z.

Wer mit dem Aussprechen eines Citats oder mit dem Nennen eines mehrteiligen Wortes zu lange zögert, gibt ein Pfand. Den Jüngeren oder den wenig Geübten ist es gestattet, statt des Sprichworts oder der Dichterstelle einen beliebigen einfachen Satz oder eine kurze Frage oder auch nur ein mehrteiliges Wort auszusprechen, indem

sie das Taschentuch einem anderen zuwerfen. Das folgende Beispiel möge als Erläuterung dienen:

- A zu B. „Ehrlich währt am längsten“.
- B. „Stendal“.
- B zu F. „Morgenstunde hat Gold im Munde“.
- F. „Delila“.
- F zu C. „Nehmet Holz vom Fichtenstamme“.
- C zu F. „Ich bitte um Erklärung“.
- F. „Medusa“.
- C. gibt ein Pfand.
- C zu H. „Röslein auf der Heiden“.
- H. „Dennewitz“.
- H zu A. „Kein Meister fällt vom Himmel“.
- A. „Melbourne“.
- A zu J. „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben“.
- J. „Benno“.
- J zu D. „Wer wagt es Rittermann oder Knapp“.
- D. „Ich bitte um Erklärung“.
- J. weiß kein passendes Wort und gibt ein Pfand.
- D zu E. „Eile mit Weile“.
- E. „Seander“.
- E zu G. „Wie Du mir, so ich Dir“.
- G. „Dirschau“.
- G zu B. „Einen goldnen Becher werf ich hinab“.
- B. „Ich bitte um Erklärung“.
- G. „Abjalom“.
- B. gibt ein Pfand.
- B zu H. „Sie kämmt es mit goldenem Kamme“.
- H. „Methusalem“.
- H zu C. „Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande“.
- C. „Deborah“.
- C zu J. „Das sollst du am Kreuze bezeugen“.
- J. „Ich bitte um Erklärung“.
- C. „Engadin“.
- J. gibt ein Pfand.
- J zu F. „Der königliche Gast erstaunt“.
- F. „Nettelbeck“.
- F zu A. „Auf thut sich der weite Zwinnger“.
- A. „Gertrud“.
- A zu E. „Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen“.
- E. „Menzel“.
- E zu B. „Schauft mich so freundlich an“.
- B. „Anna“, u. s. w.

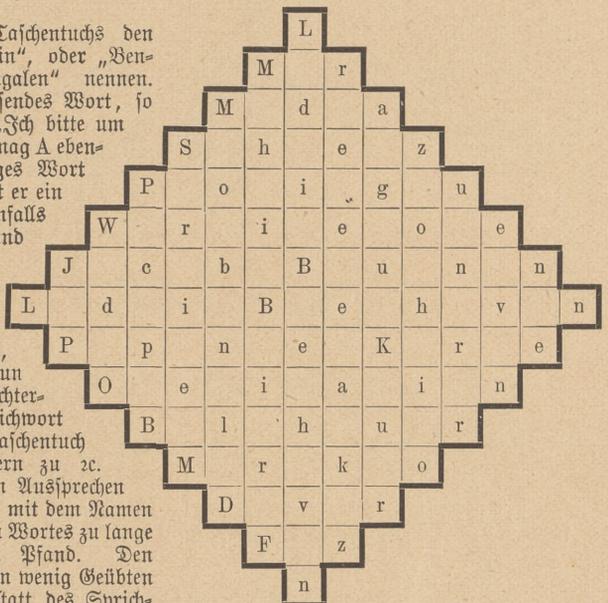
4. Merkrätsel.

Scharnhorst Bismarck Buren
 Pretoria Niederlande

Man ordne die obigen Wörter anders und merke aus jedem Wort zwei aufeinander folgende Buchstaben.

Wer die Wörter richtig geordnet und die passenden Buchstabenpaare gefunden hat, kann die letzteren so aneinander reihen, daß sie einen bekannten Ort in Frankreich nennen, ein Ruhmesblatt in dem Siegeskranz der deutschen Heere.

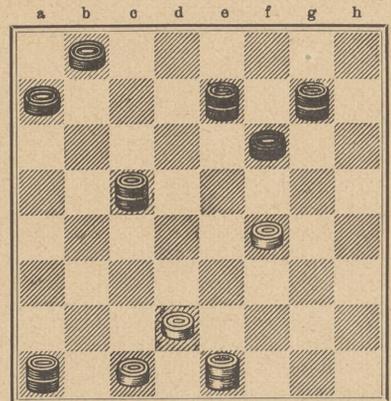
5. Diamanträtsel.



4 a, 1 b, 1 c, 3 d, 10 e, 1 f, 2 g, 4 i, 1 k, 1 l, 3 n, 4 o, 4 r, 1 s, 3 t, 3 u, 2 w, 1 z.

Die obigen 49 Buchstaben sind in die leeren Felder der Figur so einzutragen, daß die senkrechte Mittelreihe gleich der wagerechten lautet, und daß alle wagerechten Reihen bekannte Wörter ergeben.

6. Damepielaufgabe.



WEISS.

Weiß zieht an und gewinnt!

7. Rechenaufgabe.

Eine Rechnung von 100 Mark wurde mit 15 Geldstücken und zwar mit Thalern, Fünfmarsstückchen und Doppelkronen (à 20 Mark) bezahlt.

Wie viel von jeder der drei Geldsorten waren unter den 15 Geldstücken?

8. Wechselrätsel.

Sucht mich in Siebenbürgen. Mein Name besteht aus fünf Zeichen. Römischer Feldherr war ich, ändert zwei Zeichen man um.

9. Anagrammaufgabe.

Donner Stern Luna Angel Mainz
 Abel Fahne Leben Thor Braun
 Laden Tadel Dame Anker Falte
 Suez Edwin Feier Rain

Jedes der obigen 19 Wörter läßt sich durch Umstellung der Buchstaben in ein anderes Wort verwandeln. Hat man die richtigen 19 Wörter gefunden, so nennen ihre Anfangsbuchstaben eine Jahreszahl.

10. Homonym.

Es nennt eine Stadt und auch einen Helden, Von dem unsre deutschen Saaten medlen.

11. Zahlenrätsel.

„Hammer und Amboss“.



Die römischen Zahlen entsprechen gewissen Buchstaben des Titels.

Briefkasten.

F. M. in Hamburg. — W. G. in Regensburg. — Frau von B. in Potsdam. Verbindlichen Dank! Fel. E. S. in Hannover. — Fel. F. F. in Neuenburg. — Fel. W. St. in Petersfeld. — Leider nicht verwendbar! Richtige Lösungen sandten uns: Bela D. in Frankfurt a/M. — von U. in Dresden. — Karl Br. in Dirschau. — Geschwister L. in Heidelberg. — Bertha W. in Lüdingen. — Helmut R. in Frankfurt. — Walter und Elise G. in Bonn. — Gustav M. in Berlin. — A. in Bergen. G. St. in Halle (Bez. d. Zahlenrätsels Weklar). Seit 1816 gehören Kreis und Stadt Weklar zu Preußen und zwar zum Reg.-Bez. Coblenz.

Auflösungen

der Rätsel und Aufgaben des Kinder-Daheim in Nr. 14.

2. Anszählrätsel.

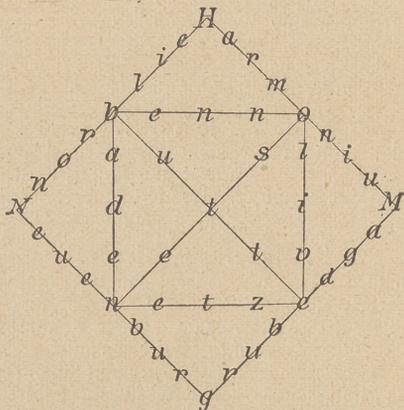
„Die rätselhafte Inschrift“.

Die drei Kleeblätter deuten an, daß jeder dritte Buchstabe der Inschrift u. zw. vom Zeigefinger des Koboldes an, so lange aus-zuzählen ist, bis alle Buchstaben ausgezählt sind. Die richtig ausgezählten Buchstaben geben die Worte:

„Prosit Neujahr!“

3. Rätsel. Die Flasche.

4. Ergänzungsaufgabe.



5. Wechsellrätsel. Schuld — Schule.

6. Zahlenrätsel. Weklar. — Arzt, Are, Zar, Raa, Ella, Lea, Wal, Nar, Zara, Aller.

7. Merkrätsel.

„Schwesterabend.“

Syrien Salvator Hessen Osten
Brabant Zabern London.

8. Arithmogriph.

S	t	a	a	T	i	b	e	R
Y	o	n	n	E	n	z	i	o
L	e	i	e	R	e	m	u	s
V	e	c	h	T	o	n	g	a
E	b	o	l	I	s	l	a	m
S	u	l	l	A	a	r	a	u
T	h	o	r	N	a	u	e	n
E	l	i	s	E	w	a	l	d
R	ö	m	e	R	h	o	n	e

Auflösungen

der Rätsel und Aufgaben des Kinder-Daheim in Nr. 15.

2. Doppelpyramide.

A	A
A R E	A U
E R N A	L A U
M E R A N	L E N A U
M A R O N E	P L A U E N
M E N O R C A	P U L I E N

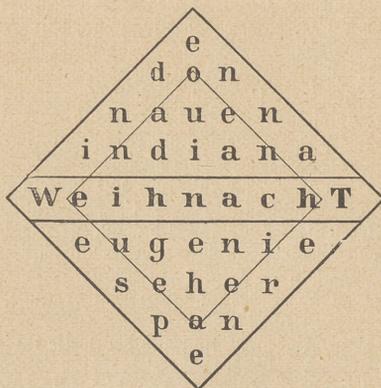
3. Bilderrätsel.

„Die schreiende Gans“.

Wenn man von links nach rechts die-jenigen Buchstaben liest, nach denen die Zweige hinweisen, und dann in derselben Richtung die übrigen Buchstaben, so ergibt sich als Lösung:

„Viel Lärm um Nichts“.

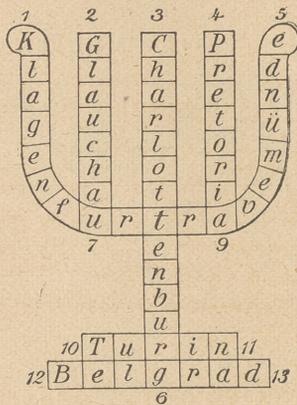
4. Diamanträtsel.



5. Vertikalrätsel.

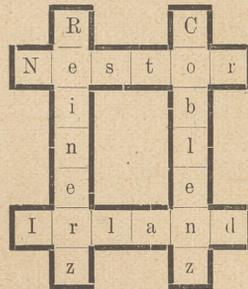
I	p	h	i	g	e	n	i	e
S	c	h	l	e	s	i	e	n
A	n	t	i	o	e	h	i	a
L	i	v	e	r	p	o	o	l
S	t	i	e	g	l	i	t	z

6. Geographisches Füllrätsel.



7. Rätsel. „China“.

8. Arithmogriph.



9. Rätsel. „Der Mond“.

10. Aufgabe.

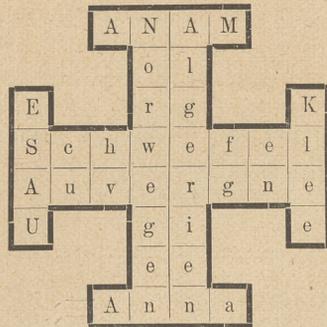
Dahlie
Cyphen
Rosmarin
Prinzel
Azalee
Schneeglöckchen
Tuberose
Orchidee
Nesjeda

Ser Fafur

Ser Lehrer

Dahlie
Cyphen
Rosmarin
Prinzel
Azalee
Schneeglöckchen
Tuberose
Orchidee
Nesjeda

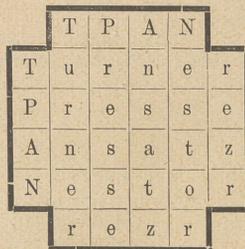
11. Kreuzrätsel.



12. Rechenaufgabe.

Die beiden Zahlen 47 und 37.

13. Füllrätsel.



15. Rätsel. Die fünf Vokale.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. — Uebersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen deutschen Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: Th. S. Pantenius und Hanns von Sobeltis. — Für die Redaktion verantwortlich: Th. S. Pantenius in Berlin. Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W. 35, Steglitzerstr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen nur: An die Daheim-Expedition (Wehagen & Klasing) in Leipzig, Friedrich Auguststraße 2. — Verlag der Daheim-Expedition (Wehagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.